

Reg. par. a. 39

Bip

T A G E B U C H
ÜBER DIE VORFÄLLE
IM TEMPEL-THURME
WÄHREND DER GEFANGENSCHAFT
LUDWIGS DES XVI
KÖNIGS VON FRANKREICH.

ANIMUS MEMINISSE HORRET . . VIRG.

V O N
H. C L E R Y
KAMMERDIENER DES KÖNIGS.

AUS DEM ORIGINAL-MANUSCRIPT ÜBERSETZT
V O N M * * *

L O N D O N,
GEDRUCKT BEY T, BAYLES, GREVILLE STREET,
HOLBORN.

T A G E B U C H

UEBER DIE VORFÄLLE

IM TEMPELTHURME.

WÄHREND DER GEFANGENSCHAFT

LUDWIGS DES XVI,

KÖENIGS VON FRANKREICH.

.....

FÜNF Monathe habe ich dem Könige und seiner Hohen Familie im Tempelthurme gedient; und trotz aller Wachsamkeit der Municipal-Beamten, welche als Aufseher dort angestellt waren, habe ich doch, theils durch schriftliches Aufzeichnen, theils durch andere Mittel, über die vorzüglichsten Ereignisse, welche im Innern dieses Gefängnisses vorge-

fallen find, einige Bemerkungen famm-
len können, und diefe habe ich hernach
in der Form eines Tagebuches zufammen
getragen.

Indeffen ift meine Abficht hierbey
mehr, denjenigen, welche das traurige
Ende unfers unglücklichen Königs der
Nachwelt darftellen werden, Materialien
zu liefern, als felbft Gefchichtfchreiber
zu werden: wozu ich die Fähigkeiten
nicht befitze, und worauf ich alfo keinen
Anfpruch mache.

Da ich allein der immerwährende Au-
genzeuge der beleidigenden Behandlun-
gen war, die man fich gegen den König
und feine Familie erlaubte, fo kann auch
nur ich allein fie befchreiben, und für
die genaue Wahrheit derfelben bürgen;
ich werde mich alfo damit begnügen,
die Thatfachen nach allen ihren Um-

ständen, jedoch ganz einfach, ohne irgend eine Nebenbetrachtung, und ohne Parteylichkeit darzustellen.

Schon seit dem Jahre 1782 war ich im Dienste der Königlichen Familie, und vermöge der Beschaffenheit eben dieses Dienstes der Augenzeuge von allen stürmischen Auftritten der Revolution; allein ich würde mein Ziel überschreiten, wenn ich sie beschreiben wollte: zumal da sie ohnehin schon in mehreren Werken aufgezeichnet sind. Ich fange also mein Tagebuch mit dem roten August 1792 an, mit jenem schrecklichen Tage, wo einige wenige Menschen einen durch vierzehn Jahrhunderte aufrecht gestandenen Thron umwarfen, ihren König in Fesseln legten, und Frankreich in einen Abgrund von Unglück stürzten.

Bey Annäherung des ioten August hatte ich den Dauphin zu bedienen. Schon am neunten früh war die Gährung der Gemüther aufs höchste gestiegen; in ganz Paris sammelte sich das Volk in dichten Haufen, und in den Thuilleries erfuhr man mit voller Gewissheit den Plan der Verschwornen. Um Mitternacht sollte in der ganzen Stadt *Sturm geläutet* werden, und die *Marseiller*, mit den Einwohnern der St. Antons Vorstadt vereinigt, sollten dann sogleich anrücken, um das Schloß zu belagern. Da mich meine Verrichtungen in dem Zimmer und bey der Person des jungen Prinzen zurückhielten, so erfuhr ich nur einen Theil desjenigen, was außen vorfiel; und darum werde ich nur diejenigen Ereignisse erzählen, von denen ich während dieses Tages, an dem man selbst im Pallaste so verschiedene Auftritte sah, Augenzeuge war.

Am neunten Abends um halb neun Uhr, nachdem ich den Dauphin zu Bette gebracht hatte, gieng ich aus den Thuilleries in die Stadt, um die Stimmung des Publicums kennen zu lernen. In den Höfen des Schlosses befanden sich ungefähr 8000 Mann National-Gardisten aus verschiedenen Sectionen, die alle guten Willen zeigten, den König zu vertheidigen. Ich gieng nach den Palais-Royal, wo ich fast alle Ausgänge versperrt fand. Viele National - Gardisten standen dort unter den Waffen, und waren im Begriff nach den Thuilleries zu marchiren, um die daselbst schon befindlichen Bataillons zu unterstützen; allein die benachbarten Gassen waren ganz mit Pöbelvolk angefüllt, das von den Factionsmännern aufgehetzt wurde, und die ganze Gegend von seinem Geschrey widerhallen machte.

Gegen elf Uhr kehrte ich nach dem Schlosse zurück, und gieng durch die Wohnzimmer des Königs. Die Leute von seinem Hofe und in seinem Dienste versammelten sich dort mit grosser Aengstlichkeit. Ich gieng von da weg in die Wohnung des Dauphin, wo ich nach wenigen Augenblicken durch alle Quartiere von Paris Sturm läuten und den General-March schlagen hörte. Bis um fünf Uhr frühe blieb ich mit der Kammerfrau des jungen Prinzen, der Frau von *St. Brice*, im grossen Saal. Um sechs Uhr gieng der König in die Schlofshöfe hinunter, und musterte dort die National-Garden und Schweitzer, welche schwuren, ihn zu vertheidigen. Die Königin und die Königlichen Kinder folgten dem Könige. Man hörte in den Truppenreihen einige aufrührische Stimmen, sie wurden aber durch ein

taufendfältiges : *Es lebe der König ! Es lebe die Nation !* bald erstickt.

Da der Angriff auf die Thuilleries noch nicht so nahe zu seyn schien, so gieng ich noch einmal aus, und zwar längs dem Flusse fort, bis zum Pont-Neuf. Ich stieß allenthalben auf bewaffnete Volkshaufen, deren böse Absichten außer allem Zweifel waren; sie trugen Spieße, Heugabeln, Hacken, Sicheln und Sensen. Das Bataillon der *Marseiller* marschirte in größter Ordnung mit seinen Kanonen und brennenden Luntten: es lud das Volk ein, ihm zu folgen, um, wie es sagte, zu helfen, "den Tyrannen zu vertreiben, und seine Absetzung in der National-Verfammlung zu verkündigen." Ich erfah hieraus nur zu gewiss, was befor stände, dachte aber blos an meine Pflicht, eilte den Marseillern zuvor und kam bald wieder in

die Thuilleries zurück. Ein zahlreiches Korps National-Garden zog in Unordnung durch das Gartenthor gegen den Pont-Royal heraus ; auf den Gesichtern der meisten unter ihnen war der Ausdruck des Schmerzens ; viele sagten :
 “ Wir haben heute früh geschworen, den
 “ König zu vertheidigen, und nun ver-
 “ lassen wir ihn in dem Augenblicke,
 “ wo ihm die größte Gefahr droht.”

Die von der Partey der Verschwornen aber drohten und schimpften auf ihre Waffenbrüder, und zwangen sie zum Abzuge. Auf diese Art ließen sich die Gutgefinnten von den Empörern beherrschen, und diese sträfliche Schwachheit, welche bis dahin schon alle Uebel der Revolution erzeugt hatte, war auch der Anfang von den Gräueln dieses Tages.

Nach

Nach vielen fruchtlosen Versuchen, in das Schloß hinein zu kommen, erkannte mich endlich einer von den Thorhütern, und ich wurde eingelassen. Ich gieng sogleich nach dem Zimmer des Königs, und ersuchte einen von seinen Dienstleuten, Sr. Majestät alles zu melden, was ich gesehen und gehört hatte.

Um sieben Uhr vermehrten sich die Beforgnisse im Schlosse, weil mehrere Bataillons so feig waren, nach und nach die Thuillerien zu verlassen. Diejenigen von den National-Gardisten, welche noch auf ihren Posten blieben, und etwa vier bis fünf hundert Mann stark waren, zeigten eben so viel Treue als Muth; sie wurden mit den Schweizern vermischt, im Innern des Palastes auf die Treppen und an die Aus-

gänge gestellt. Diese Truppen hatten die ganze Nacht ohne Nahrung zugebracht; ich beeiferte mich also nebst andern Dienern des Königs, ihnen Brod und Wein zu reichen, wobey wir sie aufmunterten, die Königliche Familie nicht zu verlassen. Hierauf übergab der König das Commando vom Innern seines Pallaſtes dem Marſchalle von *Mailly*, dem Herzoge von *Châtelet*, dem Grafen von *Puységur*, dem Baron von *Vioménil*, dem Grafen *d'Hervilly*, dem Marquis *du Pujet*, &c. Die Leute von seinem Hofe und in seinem Dienſte legten einen Eid ab, die Perſon des Königs zu vertheidigen, und wurden dann in die verſchiedenen Säle vertheilt. Es waren unſer ungefähr drey bis vier hundert, wir hatten aber keine andern Waffen als Degen oder Piſtolen.

Um acht Uhr wurde die Gefahr noch

dringender. Die Gesetzgebende Versammlung hielt damals ihre Sitzungen im Gebäude der Reuttschule, welches in den Garten der Thuilleries die Aussicht hat. Der König hatte schon wiederholte Bothschaften geschickt, um ihr die Lage zu melden, worinn er sich befände, und sie einzuladen, daß sie eine Deputation ernenne, die ihm mit ihrem guten Rathe beystehen könnte; die Versammlung hatte aber keine Antwort darauf gegeben, obschon die Zubereitungen zum Angriffe des Schlosses unter ihren Augen gemacht wurden.

Wenige Augenblicke darauf kam das Departement von Paris und mehrere Municipal-Beamten in das Schloß; an ihrer Spitze befand sich *Ræderer*, damals General-Procurator-Syndicus. Dieser *Ræderer*, welcher ohne Zweifel mit den Ver-

schwornen einverstanden war, drang auf das lebhafteste in Seine Majestät, sich mit seiner Familie in die National-Verfammlung zu begeben; er versicherte, daß sich der König nicht mehr auf die National-Garde verlassen könne, und daß weder das Departement, noch die Municipalität von Paris für seine Sicherheit Bürge wären, wenn er in seinem Palaste bliebe. Der König hörte ihn ganz gelassen an; und gieng mit der Königin, den Ministern und einigen wenigen Personen in sein Zimmer, und kam sehr bald wieder heraus, um sich mit seiner Familie in die Versammlung zu begeben. Auf dem Wege dahin begleitete ihn ein Detachement von Schweizern und National-Gardisten. Aus allen im Dienste stehenden Personen erhielten bloß die Prinzessin von *Lamballe* und die Marquise *Tourzel*, Gouvernante der Kö-

niglichen Kinder, die Erlaubniß, der Königlichen Familie zu folgen. Um den jungen Prinzen nicht zu verlassen, mußte die Frau von *Tourzel* ihre eigene siebenzehnjährige Tochter mitten unter den Soldaten in den Thuilleries zurück lassen. Es war jetzt ungefähr neun Uhr.

Ich mußte in dem Schlosse bleiben, und erwartete mit Schrecken die Folgen von dem Verhalten des Königs. Ich stellte mich an die Fenster, welche nach dem Garten gehen. Die Königliche Familie war ungefähr seit einer halben Stunde in der Versammlung, als ich auf der Terrasse der Feuillans vier auf Picken gesteckte Köpfe erblickte, welche bey dem Gebäude herum getragen wurden, wo die Gesetzgebende Versammlung ihre Sitzungen hielt. Ich glaube, dieß war die Losung zum Angriff des Schlosses, denn

in eben demselben Augenblicke fieng ein schreckliches Feuer aus Kanonen und Musketen an. Die Flinten- und Kanonen-Kugeln durchlöcherten das ganze Schloß. Da der König nicht mehr da war, so dachte jeder nur auf seine eigene Sicherheit; aber alle Ausgänge waren versperrt, und der gewisse Tod stand uns bevor. Ich suchte von allen Seiten einen Ausweg. Schon waren die Zimmer und Treppen mit Leichen angefüllt; schnell entschloß ich mich aus dem Zimmer der Königin durch ein Fenster auf die Terrasse zu springen, that es, und eilte durch den Garten fort, um an den Pont-Tournant zu kommen. Ein Haufe Schweitzer, der schon vor mir dahin geflohen war, stellte sich unter den Bäumen wieder in Ordnung. So befand ich mich zwischen zwey Feuern, und eilte geschwind zurück, um die neue

Treppe an der Terraffe des Ufers der Seine zu erreichen; von dieser Terraffe wollte ich auf das Quai hinunter springen, konnte aber auch nicht, weil von dem Pont-Royal unaufhörlich dahin gefeuert wurde. Ich lief also weiter fort, bis zum Thore des Gartens des Dauphin; hier fand ich Marfeiller, welche so eben verschiedene Schweitzer ermordet hatten, und sie noch plünderten. Einer davon kam auf mich zu, mit einem blutigen Degen in der Hand, und sprach: "Wie, Bürger! du bist unbewaffnet? nimm diesen Degen, und hilf uns umbringen." Sogleich aber ergriff ihn ein anderer Marfeiller. Ich war wirklich unbewaffnet, und trug einen ganz einfachen Frak; hätte nur das mindeste an mir verrathen, daß ich zu den Dienstleuten des Schloßes gehörte, so wäre ich nicht mit dem Leben davon gekommen.

Einige verfolgte Schweitzer flüchteten sich in einen nahe gelegenen Stall, wo ich mich ebenfalls verbarg: sie wurden aber bald an meiner Seite ermordet. Auf das Geschrey dieser unglücklichen Schlachtopfer kam der Eigenthümer des Hauses, H. *le Dreux* herbey; ich benutzte den Augenblick, um in sein Haus zu kommen; und ohne mich zu kennen, bothen mir H. *le Dreux* und seine Frau an, so lange bey ihnen zu bleiben, bis die Gefahr vorüber wäre. Ich hatte einige Briefe, einige Tagblätter mit der Adresse an den Dauphin, und eine Eintritts-Karte in die Thuilleries in der Tasche, auf welcher mein Name und meine Bedienung geschrieben standen; diese Papiere hätten mich verrathen können: kaum fand ich Zeit genug, sie weg zu werfen; denn sogleich drang ein Haufe Bewaffneter in das Haus, um zu sehen

sehen, ob keine Schweitzer darinn verborgen wären. *H. le Dreux* rieth mir, mich anzustellen, als ob ich an einigen, auf einem Tische liegenden Zeichnungen arbeitete. Nach vergeblicher Durchsuchung des Hauses blieben diese Kerl, deren Hände ganz blutig waren, noch eine Weile da, und erzählten ganz gleichgiltig ihre Mordthaten. In diesem Hause blieb ich von zehn Uhr Morgens bis um vier Uhr Nachmittags, und sah mit Augen die Gräuelthaten, welche auf dem Platze Ludwigs XV verübt wurden: Böfewichter mordeten, andere schnitten den Leichen die Köpfe ab; Weiber verstümmelten die Todten auf eine schamlose Art, rissen Stücke davon ab, and trugen sie im Triumph umher.

Während der Zeit flüchtete sich die Kammerfrau des Dauphin, Madame

Rambaut, die nur mit äufferster Mühe dem Morden in den Thuilleries entronnen war, ebenfalls in dieses Haus; durch einige Zeichen, die wir uns wechselsweise gaben, verbanden wir uns zum Still-schweigen. In eben dem Augenblicke kamen die Söhne unsers Hausherrn aus der National-Verfammlung und erzählten uns, daß man den König *von seinen Amtsverrichtungen suspendirt* hätte, daß er sammt der ganzen Königlichen Familie in der Loge des Logographen genau bewacht würde, und es unmöglich wäre, sich seiner Person zu nähern.

Nun wollte ich meine Frau und meine Kinder auffuchen, welche fünf Meilen von Paris auf einem Landhause lebten, das ich schon über zwey Jahre lang bewohnte; allein die Schlagbäume waren versperrt, und die Madame *Rambaut*

konnte ich auch nicht verlassen. Wir beschloffen also nach Versailles zu gehen, wo sie wohnte; die Söhne unsers Hausherrn begleiteten uns. Wir giengen über die Brücke Ludwigs XVI, die mit nackten Leichen bedeckt war, welche die große Hitze schon faulen machte; und nach vielen Gefahren kamen wir durch eine unbewachte Oeffnung aus Paris.

Auf der Ebene Grenelle begegneten uns Bauern zu Pferde, die uns schon von weitem mit ihrem Gewehr drohten, und zuriefen: "Halt, oder Tod!" Einer davon, welcher mich für einen Leibgardisten des Königs hielt, schlug seine Flinte auf mich an, und wollte eben losbrennen, als ein anderer den Vorschlag that, uns vor die Municipalität von Vaugirard zu führen. "Es sind ihrer

“ schon bis zwanzig dort, sagte er,
 “ die Execution wird desto zahlreicher
 “ ausfallen.” Als wir vor die Munici-
 palität kamen, erkannte man unsere
 Begleiter. Der Maire fragte mich: “ Wa-
 “ rum bist du bey der Gefahr des Vater-
 “ landes nicht auf deinem Posten? wa-
 “ rum verlässest du Paris? Dieses zeigt
 “ böse Absichten an.” “ Ja, ja! rief der
 “ Pöbel, ins Gefängniß mit den Ari-
 “ stocraten, ins Gefängniß!”—— “ Ge-
 “ rade weil ich mich auf meinen Posten
 “ begeben wollte, antwortete ich, habt
 “ ihr mich auf dem Wege nach Ver-
 “ failles angetroffen, wo ich anständig
 “ bin; dort ist mein Posten, wie hier
 “ der euerige ist.” Man befragte auch
 die Madame *Rambaut*; unsere Begleiter
 versicherten, daß wir die Wahrheit sag-
 ten, und hierauf gab man uns Pässe. Ich
 muß dem Himmel danken, daß ich

nicht in das Gefängniß von Vaugirard bin geführt worden: man hatte so eben zwey und zwanzig Leibgardisten des Königs dort eingesperrt, welche in der Folge nach der Abtey geführt, und darinnen am darauf folgenden 2^{ten} September ermordet wurden.

Von Vaugirard bis Versailles stießen wir auf eine Menge Patrouillen von bewaffneten Leuten, die uns beständig anhielten, um unsere Pässe zu untersuchen. Ich brachte die Madame *Rambaut* zu ihren Verwandten, und gieng sogleich wieder aus Versailles zu meiner Familie ab. Der Fall, den ich gethan hatte, als ich aus dem Fenster der Thuilleries sprang, die Ermüdung von einer zwölf Meilen langen Reise, und die schmerzhaften Empfindungen über die traurigen Vorfälle des Tages, hatten mich so sehr

angegriffen, daß ich ein heftiges Fieber bekam. Drey Tage lag ich zu Bette, aber aus Ungeduld, das weitere Schickfal des Königs zu wissen, überwand ich meine Unpäßlichkeit, und kehrte nach Paris zurück.

Am 13^{ten} Abends langte ich dort an, und erfuhr fogleich, daß die Königliche Familie seit dem 10^{ten} im Kloster der Feuillans eingesperrt gewesen, nun aber nach dem Tempel gebracht worden wäre; daß der König zu seiner Bedienung seinen ersten Kammerdiener, H. von *Chamilly* gewählt, und daß man den Kammer-Thürhüter H. *Hue* zum Dienst des Dauphin bestimmt habe. Die Prinzessin von *Lamballe*, die Marquise von *Tourzel* und ihre Tochter *Pauline* hatten die Königin begleitet. Die Frauen *Thibaut*, *Bazire*, *Navarre* und *St. Brice* foll-

ten die drey Prinzessinnen und den jungen Prinzen bedienen.

Auf diese Nachricht gab ich alle Hoffnung auf, meinen Dienst beym Dauphin ferner zu versehen, und eben wollte ich wieder auf das Land zurückkehren, als ich am sechsten Tage der Gefangenschaft des Königs erfuhr, daß man in der Nacht alle Leute, welche sich im Tempelthurme bey der Königlichen Familie befanden, aufgehoben, sie erst bey dem Gemeinde-Rath von Paris zu Verhör gezogen, und dann in das Gefängniß *La Force* genannt, gebracht habe, den H. Hue allein ausgenommen, welcher in den Tempel zurückgeführt wurde, um den König zu bedienen. Man trug dem damaligen Maire von Paris, *Petion*, auf, noch zwei andere Personen vorzuschlagen. Sobald ich dieses

hörte, beschloß ich, alles mögliche zu versuchen, um wieder zu meinem Dienste bey dem Dauphin zu gelangen. Ich gieng zu *Petion*: er sagte mir aber, weil ich zum Hofstaate des Königs gehörte, so würde ich die Einwilligung des Gemeinde-Raths nicht erhalten; ich berief mich auf das Beyspiel des H. *Hue*, den gerade der Gemeinde-Rath zum Dienste des Königs bestimmt hatte; endlich versprach er mir, meine Bittschrift, die ich ihm gab, zu unterstützen; ich erinnerte ihn aber, daß es vor allen Dingen nothwendig wäre, dem Könige von meinem Vorhaben Nachricht zu geben. Zween Tage darauf schrieb er in folgenden Ausdrücken an den König.

“ Sire! der Kammerdiener, welcher
 “ dem Königlichen Prinzen schon seit
 “ seiner Kindheit zugegeben war, ver-
 “ langt

“ langt seinen Dienst by demselben fer-
 “ ner zu versehen: da ich glaube, daß
 “ dieser Vorschlag Ihnen angenehm seyn
 “ werde, so habe ich in sein Verlangen
 “ gewilliget,” &c.

Der König antwortete hierauf schrift-
 lich, daß er mich zur Bedienung seines
 Sohnes annehmen wolle. Diesem zu-
 folge wurde ich in den Tempel geführt;
 man durchsuchte alle meine Kleider,
 man gab mir Anweisungen über die Art,
 wie man forderte, daß ich mich betra-
 gen sollte, und noch an demselben Tage,
 den 26sten Abends um acht Uhr trat ich
 in den Thurm ein.

Es würde mir schwer seyn, den Ein-
 druck zu beschreiben, welchen die An-
 sicht dieser erhabenen und unglückli-
 chen Familie auf mich machte. Die

Königinn redete mich zuerst an, und nach den huldvollesten Ansdrücken setzte sie noch hinzu: " Er wird also meinen Sohn bedienen, und über das, was uns betrifft, sich mit H. *Hue* verstehen." Ich war so bewegt, daß ich kaum antworten konnte.

Die Königinn und die Prinzessinnen hatten schon seit acht Tagen ihre Kammerfrauen nicht mehr; sie fragten mich also während des Nachteffens, ob ich ihre Haare kämmen könnte; ich antwortete darauf, daß ich alles thun würde, was ihnen angenehm seyn könnte. Hierauf trat sogleich ein Municipal-Beamter zu mir und sagte ziemlich laut, ich sollte in meinen Antworten behutsamer seyn. Dieser Anfang erschreckte mich nicht wenig.

Die ersten acht Tage, welche ich im

Tempel zubrachte, hatte ich gar keine Gemeinschaft mit allem, was auſſer demſelben vorfiel. *H. Hue* hatte allein den Auftrag, die für die Königliche Familie nöthigen Sachen zu fordern und zu empfangen; ich bediente Dieſelbe ohne Unterſchied und gemeinſchaftlich mit ihm. Mein Dienſt bey dem Könige beſtand bloß darinn, ihm Morgens die Haare zu kräufeln, und ſie Abends anzudrehen. Ich bemerkte, daß ich ſtets von den Municipal-Beamten beobachtet wurde: das geringſte war ihnen ſchon verdächtig; ich war alſo ſehr auf meiner Hut, um jede Unvorſichtigkeit zu vermeiden, welche mir unfehlbar meinen Untergang würde zugezogen haben.

Am 2^{ten} September bemerkte man eine heftige Gährung rings um den Tempel. Der König und ſeine Familie

giengen, wie gewöhnlich, in den Garten hinunter, um ihren Spatziergang zu machen ; ein Municipalist, welcher dem Könige folgte, sagte zu einem seiner Collegen : “ Wir haben übel gethan, daß “ wir ihnen diesen Nachmittag erlaubt “ haben, spatzieren zu gehen.” Ich hatte schon seit früh Morgens die Unruhe der Commissären bemerkt ; sie nöthigten die Königliche Familie, schnell wieder in das Gebäude zurück zu kehren ; und kaum war sie dort im Zimmer der Königin versammelt, als zween Municipal-Beamte, welche nicht im Dienste bey dem Tempel waren, eintraten, und einer davon, Namens *Mathieu*, ein Ex-Capuziner, zum Könige folgendes sagte : “ Sie wissen nicht, Mein Herr, was vor- “ geht : das Vaterland ist in der größten “ Gefahr ; der Feind ist in Champagne “ eingerückt ; der König von Preussen “ marschirt auf Chalons zu : Sie wer-

“ den alles das Uebel verantworten, was
 “ daraus entstehen kann. Wir wissen,
 “ daß wir, unsere Weiber und Kinder
 “ zu Grunde gehen werden, allein das
 “ Volk wird gerächt werden. Sie wer-
 “ den vor uns sterben; indeffen ist es
 “ noch Zeit, und Sie können”
 “ —Ich habe alles für das Volk ge-
 “ than, antwortete der König, ich habe
 “ mir nichts vorzuwerfen.” Eben der-
 felbe *Mathieu* sagte dann zu H. *Hue*:
 “ der Gemeinde-Rath hat mir aufgetra-
 “ gen, Sie in Verhaft zu nehmen.” Wen?
 fragte der König; Ihren Kammer-
 diener, war die Antwort. Der König
 wollte wissen, welches Verbrechen man
 ihm zur Last lege; er konnte aber nichts
 erfahren, welches ihn über das Schick-
 sal seines Dieners sehr beunruhigte, wes-
 wegen er ihn auch den beyden Municipal-
 Beamten sehr dringend empfahl. Man
 versiegelte in Gegenwart des H. *Hue* das

kleine Cabinet, das er bewohnt hatte, und um 6 Uhr Abends wurde er weggeführt, nachdem er zwanzig Tage im Tempel zugebracht hatte. Beym Fortgehen sagte mir *Mathieu* noch: "Geben Sie wohl
 "Acht, auf welche Art Sie sich benehmen, sonst geschieht ihnen eben das."

Einen Augenblick darauf rief mich der König zu sich: er überreichte mir einige Papiere, welche ihm *Hue* zurückgegeben hatte, und worinn einige Verzeichnisse von Ausgaben enthalten waren. Die unruhige Miene der Municipal-Beamten, und das Geschrey des Volks in der Nachbarschaft des Thurms, versetzten den König in eine schmerzvolle Gemüthsbewegung. Nachdem er zu Bette gegangen war, sagte er mir, ich sollte die Nacht neben ihm zubringen; ich stellte also mein kleines Gurtbett neben das Bett Seiner Majestät.

Am 3ten September fragte mich der König während des Ankleidens, ob ich Nachrichten von H. Hue hätte, und ob ich etwas von den Bewegungen in Paris wisse. Ich antwortete, daß ich in der Nacht von einem Municipalisten gehört hätte, daß sich das Volk häufig zu den Gefängnissen dränge, und ich suchen würde, noch andere Nachrichten einzuholen. “ Gebt Acht, daß ihr
 “ euch nicht verfänglich macht, sagte
 “ mir der König, denn in diesem Falle
 “ blieben wir gar allein, und ich fürchte
 “ ohnehin, man ziehe darauf, uns ganz
 “ fremde Leute an die Seite zu setzen.”

Um elf Uhr Morgens, da der König sich mit seiner Familie im Zimmer der Königin versammelt hatte, befahl mir ein Municipalist, ich sollte in das Zimmer des Königs hinauf gehen; ich that es, und fand dort *Manuel* und einige Mit-

glieder der Pariser-Gemeinde. *Manuel* fragte mich, was der König über die Verhaftung des H. *Hue* sagte: ich antwortete ihm, daß Seine Majestät sehr darüber beunruhiget wäre. “ Es wird “ ihm nichts Uebels geschehen, versetzte “ *Manuel*, aber ich habe den Auftrag, “ dem Könige anzudeuten, daß *Hue* “ nicht mehr zurück kommen, und “ der Rath jemanden anders, statt seiner, schicken wird; sie können dieses “ dem Könige vorläufig melden.” Ich bat ihn, mich damit zu verschonen, und setzte hinzu, daß ihn der König gern selbst sprechen möchte, weil die Königliche Familie an einigen höchst nöthigen Sachen, Mangel litte. Mit Widerwillen bequeme sich *Manuel* zum Könige zu gehen, dem er, den Beschluß des Gemeinde-Raths in Ansehung des H. *Hue* meldete, und zugleich ankündigte, daß man

man ihm eine andere Person schicken würde. “ Ich danke, antwortete
 “ der König, ich werde den Kammer-
 “ diener meines Sohns auch für mich
 “ brauchen, und wenn mir der Ge-
 “ meinde-Rath dieses abschlägt, so werde
 “ ich mich selbst bedienen; hierzu bin
 “ ich fest entschlossen.” Hernach sprach
 der König von den Bedürfnissen seiner
 Familie, welcher es an Leinwäſche und
 Kleidungsſtücken mangelte. *Manuel* ver-
 ſprach, er würde es dem Gemeinde-Rath
 hinterbringen, und entfernte ſich. Ich
 begleitete ihn und fragte, ob die Gäh-
 rung noch fortdaure: ſeine Antwor-
 ten lieſſen mich fürchten, das Volk
 könnte wohl gar in den Tempel ein-
 dringen. “ Sie haben einen beſchwer-
 “ lichen Dienſt übernommen, ſetzte er
 “ hinzu, ich rathe ihnen, ſich mit Muth
 “ zu waffnen.”

Um ein Uhr äufferte der König und seine Familie ein Verlangen, spazieren zu gehen; es wurde aber abge schlagen. Während der Mittags-Tafel hörte man plötzlich das Wirbeln der Trommeln, und bald darauf das Geschrey des Pöbels. Die Königliche Familie stand ängstlich von der Tafel auf, und versammelte sich im Zimmer der Königin. Ich gieng hinunter, um mein Mittagsmahl mit *Tison* und seiner Frau zu nehmen, welche beyde zum Hausdienste im Thurme angestellt waren.

Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als ein auf einer Picke gesteckter Menschenkopf vor das Fenster gehalten wurde. Frau *Tison* stiefs einen lauten Schrey aus; die Mörder glaubten, die Stimme der Königin zu erkennen, und wir hörten darauf das freche Hohn-Gelächter dieser Barbaren. In der Mey-

nung, daß die Königin noch bey der Tafel sitze, hatten sie das Schlachtopfer so vor das Fenster hingehalten, daß es ihr in die Augen fallen mußte: es war der Kopf der Prinzessin von *Lamballe*; er war blutig, aber doch nicht entstellt; die blonden, noch in Locken gekrausten Haare wallten um die Picke

Ich eilte sogleich zum Könige. Das Entsetzen hatte mein Gesicht so sehr entstellt, daß es die Königin bemerkte; es war jedoch höchst nöthig, ihr die Ursache davon zu verbergen: ich wollte die Sache bloß dem Könige oder der Madame Elisabeth melden, aber auch daran hinderte mich die Gegenwart der beyden Municipalisten. "Warum geht Er nicht zum Essen?" sagte mir die Königin. "Ich bin unpäßlich," erwiderte ich. In diesem Augenblicke

kam ein andrer Municipalist in den Thurm, und sprach heimlich mit seinen Collegen. Der König fragte, ob seine Familie vollkommen sicher sey; es hat sich das Gerücht verbreitet, antworteten die Municipalisten, daß Sie und Ihre Familie nicht mehr im Thurm seyn: man verlangt, daß Sie sich am Fenster zeigen, wir aber werden dieses nicht zugeben, denn das Volk muß mehr Zutrauen zu seinen Magistrats-Personen haben. Indessen wurde das Geschrey von Außen immer wüthender; man verstand deutlich verschiedene grobe Lästerungen gegen die Königin. Es erschien noch ein andrer Municipalist mit vier Männern, welche vom Volke abgeschickt worden waren, um sich zu überzeugen, ob die Königliche Familie noch im Thurme sey. Einer derselben, welcher der National-Gardisten-Uniform, zwey Achselbänder und einen

großten Säbel trug, bestand darauf, daß sich die Gefangenen am Fenster zeigen sollten; allein die Municipalisten widersetzten sich. Dieser Mensch sagte im größten Tone zur Königin. “ Man
 “ will Ihnen den Kopf der *Lamballe* ver-
 “ bergen, den man hierher gebracht
 “ hat, um Ihnen zu zeigen, wie sich
 “ das Volk an seinen Tyrannen rächt;
 “ ich rathe Ihnen, an das Fenster zu tre-
 “ ten, wenn Sie nicht wollen, daß das
 “ Volk bis hier herein dringe.” Bey diesen Worten fiel die Königin in Ohnmacht; ich eilte ihr zu Hülfe; die Prinzessin Elisabeth stand mir bey, sie in einen Lehnstuhl zu bringen; ihre Kinder weinten laut, und suchten, sie durch ihre Liebkosungen wieder zu ermuntern; der oben erwähnte Mensch aber gieng nicht von der Stelle. Endlich sagte ihm der König mit Entschlossenheit: “ Wir sind auf alles gefaßt, Mein

“ Herr, Sie hätten sich es aber erspa-
 “ ren können, der Königin diese gräu-
 “ liche That zu entdecken.” Hierauf
 entfernte er sich mit seinen Spießge-
 sellen, denn ihre Absicht war nun er-
 reicht.

Als die Königin wieder zu sich ge-
 kommen war, mischte sie ihre Thränen
 mit den Thränen ihrer Kinder, und
 gieng mit der ganzen Familie in das
 Zimmer der Prinzessin *Elizabeth*, wo
 man das Geschrey des Volks weniger
 hörte. Ich blieb noch eine kleine Weile
 im Zimmer der Königin, sah durch das
 Fenster hinaus, und erblickte noch einmal
 den Kopf der Prinzessin von *Lam-
 balle*; derjenige, welcher ihn trug, war
 damit auf den Schutt der Häuser gestie-
 gen, welche niedgerissen wurden, um
 den Tempelthurm ganz frey stehen zu
 machen; neben ihm war ein andrer,

der das noch blutende Herz dieser unglücklichen Prinzessin, auf einem Säbel gesteckt, empor hielt. Dieser Volks-Haufe wollte mit Gewalt in den Thurm eindringen; aber ein Municipal-Beamter, Namens *Daujon* hielt eine Anrede, wovon ich sehr deutlich folgende Ausdrücke verstand: “ Der Kopf der Antonia gehört nicht euch, auf diesen haben die Departements Ansprüche; Frankreich hat die Bewachung dieser großen Verbrecher der Stadt Paris anvertraut: eure Pflicht ist, uns dieselben bewachen zu helfen, bis die Gerechtigkeit der Nation das Volk rächen wird.” Erst nach einem stundenlangen Widerstande gelang es ihm, den Haufen zu entfernen.

Am Abende dieses Tages erzählte mir einer von den Commissären, daß der Pöbel sich bemüht hätte, mit der Depu-

tation in den Thurm einzudringen, um den nackten und von Blute triefenden Körper der Prinzessin von *Lamballe*, welcher von dem Gefängnisse *la Force* bis zum Tempel war geschleppt worden, hinein zu tragen; daß mehrere Municipalisten lange gegen diesen Pöbel-Haufen gekämpft, endlich als Schutzwehr, ein *dreyfarbiges Band* quer über das Hauptthor gespannt, und daß sie von der Pariser-Gemeinde, vom General *Santerre* und von der National-Verammlung vergebens Hülfe gefordert hätten, um Anschläge zu vereiteln, die man gar nicht mehr verbarg; und daß es sechs Stunden lang sehr zweifelhaft gewesen wäre, ob die Königliche Familie nicht würde ermordet werden. Wirklich war die Faction damals noch nicht ganz allmächtig; die Rädelsführer waren zwar über den Königsmord einig, aber

aber noch nicht über die Art, ihn auszuführen; und die National-Verfammlung wünschte vielleicht, daß andere Hände, als die ihrigen, zum Werkzeuge der Verschwornen dienen möchten. Ein merkwürdiger Umstand hierbey ist, daß der Municipalist nach geendigter Erzählung von mir forderte, ihm fünf und vierzig Sous zu bezahlen, denn so viel hatte das *dreyfärbige Band* gekostet.

Um acht Uhr Abends wurde es in der Gegend des Tempels ruhig, aber nicht so war es im übrigen Paris, wo das Morde noch vier bis fünf Tage fort dauerte. Beym Auskleiden meldete ich dem Könige die Bewegungen die ich gesehen, und die Umstände, die ich erfahren hatte. Er fragte mich, welche Municipalisten am meisten Standhaftigkeit bewiesen hätten, um das Leben seiner Familie

zu vertheidigen; ich nannte ihm den *Daujon*, welcher der Wuth des Pöbels Einhalt gethan hatte, obfchon er übrigens gar kein Freund des Königs war. Diefes Municipalift kam erft nach vier Monaten wieder in den Tempel; der König erinnerte fich feines Benehmens, und dankte ihm dafür.

Da auf die gräulichen Auftritte, welche ich fo eben erzählt habe, einige Ruhe folgte, fo fetzte die Königliche Familie ihre einförmige Lebensart, welche fie bey ihrem Eintritt in den Tempel angenommen hatte, wieder fort. Damit man die Befchreibung derfelben leichter verftehe, halte ich für dienlich, hier eine Schilderung des kleinen Thurms zu machen, in dem der König damals eingefchloffen war.

Diefer kleine Thurm war an den grof-

fen Thurm angebaut, hatte aber von Innen keine Gemeinschaft mit demselben. Er bildete ein längliches Viereck, das an beyden Enden ein Thürmchen hatte; in einem derselben war eine kleine Treppe, welche im ersten Stockwerke anfieng, und bis zu einer auf dem platten Dache befindlichen Gallerie hinauf führte; im andern waren Cabinete, welche mit jedem Stockwerke des Thurms verbunden waren.

Das Hauptgebäude hatte vier Stockwerke. Das erste bestand aus einem Vorzimmer, einem Speisesaale, und dem Cabinete im Thürmchen, worinn eine Bibliothek von 12 bis 1500 Bänden war.

Das zweyte Stockwerk war fast auf gleiche Weise abgetheilt. Das größte Zimmer diente zum Schlafzimmer für

die Königin und den Dauphin; im zweyten Zimmer, welches vom ersten durch ein kleines sehr dunkles Vorzimmer abgefondert war, wohnte die Königliche Prinzessin und die Princessin Elifabeth. Durch dieses Zimmer mußte man gehen, um in das Cabinet im Thürmchen zu kommen; und dieses Cabinet, welches zum Abtritte für das ganze Gebäude diente, mußten die Königliche Familie, die Municipal-Beamten und die Soldaten gemeinschaftlich benutzen.

Der König wohnte im dritten Stockwerke, und schlief im groffen Zimmer. Das Cabinet im Thürmchen diente ihm zum Lesecabinete. Neben demselben war eine Küche, die vom Zimmer des Königs durch ein kleines finsternes Zimmer abgefondert war, worinn H. Chamilly und H. Hue gewohnt hatten, das aber jetzt

verriegelt war. Das vierte Stockwerk war verschlossen. Auf ebner Erde waren Küchen, von denen man aber keinen Gebrauch machte.

Der König stand gewöhnlich um sechs Uhr früh auf: er barbierte sich selbst; ich brachte seine Haare in Ordnung und kleidete ihn an. Darauf gieng er sogleich in sein Lesecabinet. Da dieses sehr klein war, so blieb indeffen der Municipalist im Schlafzimmer, hielt aber die Cabinetthüre halb offen, damit er den König stets in den Augen behalten konnte. Der König verrichtete knieend ein Morgengebeth, das fünf bis sechs Minuten dauerte, und las hernach bis neun Uhr. Indeffen räumte ich sein Zimmer auf, bereitete den Tisch zum Frühstücke, und gieng dann zur Königin hinunter. Erst bey meiner Ankunft öffnete sie ihre Thüre, damit der

Municipalist nicht eher zu ihr eintreten könnte. Ich zog den Dauphin an, brachte die Haare der Königin in Ordnung, und that nachher dasselbe bey der Königlichen Prinzessin und der Prinzessin Elizabeth. Dieser Augenblick am Putztische war einer von denjenigen, wo ich der Königin und den Prinzessinnen berichten konnte, was ich erfahren hatte. Durch ein Zeichen gab ich zu verstehen, daß ich etwas zu sagen hätte, und dann fieng eine derselben ein Gespräch mit dem Municipalisten an, um seine Aufmerksamkeit von mir abzulenken,

Um neun Uhr kam die Königin, ihre Kinder und die Prinzessin Elisabeth in das Zimmer des Königs, um dort zu frühstücken; ich bediente sie dabey, und räumte dann das Zimmer der Königin und der Prinzessinnen auf, und

bey dieser Verrichtung halfen mir *Tison* und sein Weib. Diese beyden Leute hatte man nicht bloß zum häuslichen Dienste in den Tempel genommen; es war ihnen eine wichtigere Rolle anvertraut: sie mußten nämlich alles beobachten, was etwann der Wachsamkeit der Municipalisten entgehen könnte, und allenfalls die Municipalisten selbst angeben. Ohne Zweifel haben auch diejenigen, welche diese Leute wählten, noch gewisse Verbrechen zur Absicht gehabt, welche sie durch dieselben ausführen wollten; denn die Frau *Tison*, die damals von einem ganz fanften Character zu seyn schien, aber vor ihrem Manne zitterte, hat sich in der Folge durch eine abscheuliche Ausgabe gegen die Königin verrathen, wegen welcher sie aber später hin Anfälle von Wahnwitze bekommen hat; und *Tison*, ehemals Beamter bey der Schrankenmauth, war

ein Greis von wilder Gemüthsart, unfähig jeder Regung von Mitleid, und unbekannt mit allem Gefühle von Menschlichkeit. So hatten die Verschwornen den tugendhaftesten Menschen die verworfensten Geschöpfe an die Seite gesetzt!

Um zehn Uhr gieng der König mit seiner Familie nach dem Zimmer der Königin, und brachte dort den Ueberrest des Tages zu. Er beschäftigte sich mit der Erziehung seines Sohnes, lehrte ihn, einige Stellen aus den Schriften des Corneille und Racine herfagen, gab ihm Unterricht in der Geographie, und übte ihn im Illuminiren der Landkarten. Der frühzeitige Verstand des jungen Prinzen entsprach den zärtlichen Sorgen des Vaters vollkommen. Sein Gedächtniß war so glücklich, daß er selbst auf einer

Land-

Landkarte, die mit einem Blatte Papier überdeckt war, die Departements, die Districte, die Städte, und den Lauf der Flüsse zu zeigen wufste: es war hauptsächlich die neue geographische Eintheilung von Frankreich, welche ihm der König zeigte. Die Königin beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Tochter, und dieser Unterricht dauerte bis um elf Uhr. Den Ueberrest des Vormittags brachte man mit Nähen, Stricken, und Tapeten-Arbeit zu. Um zwölf Uhr gieng die Königin mit den zwoen Prinzessinnen in das Zimmer der Madame Elifabeth, um ihre Morgenkleider abzulegen, und dahin folgte ihnen alsdann kein Municipalist.

Wenn es schönes Wetter war, so liefs man die Königliche Familie um ein Uhr in den Garten gehen; vier Municipal-

Beamte und ein Legions-Chef von der National-Garde begleiteten sie. Weil sich viele Arbeitsleute im Tempel befanden, die theils mit Abreißung der Häuser, theils mit dem Bauen neuer Mauern beschäftigt waren, so durfte die Königliche Familie blos in einem Theile der Allee von Kastanien-Bäumen spazieren gehen; auch ich hatte die Erlaubniß, bey diesem Spatziergange zu seyn, wo ich den jungen Prinzen mit dem Ballon-oder Wurffsteinspiel, mit Laufen, und andern Leibesübungen beschäftigte.

Um zwey Uhr kehrte man in den Thurm zum Mittagessen zurück, wobey ich aufwartete; und täglich kam zu eben dieser Stunde der Bierbrauer *Santerre*, damals General-Commandant der National-Garde von Paris, in Begleitung zweener Adjutanten, in den Tempel. Er

durchfuchte alle Zimmer sehr genau. Der König sprach manchmal mit ihm, die Königin aber niemals. Nach der Tafel versammelte sich die Familie im Zimmer der Königin; beyde Majestäten spielten dann gewöhnlich eine Partie Piquet oder Triétrac. Während dieser Zeit nahm ich mein Mittagsmahl.

Um vier Uhr hielt der König auf eine kurze Zeit Mittagsruhe; rings um ihn saßen die Königin und die Prinzessinnen, jede mit einem Buche in der Hand, und das tiefste Stillschweigen herrschte während dieses Schlafs. Welch ein Anblick! Ein König, vom Haß und von der Lästung verfolgt, vom Throne bis in die Fesseln heruntergestürzt, aber von seinem guten Gewissen gestärkt, und ruhig den Schlaf des Gerechten schlafend.—Seine Gemahlinn, seine Kin-

der, seine Schwester, mit Ehrfurcht seine erhabenen Züge betrachtend, deren Heiterkeit durch das Unglück selbst noch vermehrt schien, und in denen man schon zum voraus die Glückseligkeit lesen konnte, welche er jetzt genießt.— Nein! dieser Anblick wird nie aus meinen Andenken verschwinden.

Wenn der König aufwachte, wurde die Unterredung wieder gemeinschaftlich fortgesetzt. Der Monarch hieß mich neben sich setzen, und dort unterwies ich unter seinen Augen seinen Sohn im Schreiben; und nach seiner eigenen Anzeige copirte ich für den Dauphin Stellen aus den Werken des Montequieu und andrer berühmter Schriftsteller. Nach diesem Unterrichte führte ich den Prinzen in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth, wo ich ihn mit dem Balle und Federballe beschäftigte.

Abends setzte sich die Königliche Familie rings um einen Tisch, und die Königin las mit lauter Stimme, entweder in einem historischen Werke, oder in gut gewählten Stücken, die sowohl zum Unterrichte als zum Vergnügen ihrer Kinder dienten, worinn aber auch manchmal Stellen vorkamen, die mit ihrer Lage leider! nur zu viele Aehnlichkeit hatten, und dadurch sehr schmerzhaft Ideen erweckten. Die Prinzessin Elisabeth las ebenfalls, und dieses dauerte bis um acht Uhr. Hierauf brachte ich das Nachteffen des Dauphin in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth: die ganze Familie kam dahin, und der König suchte seinen Kindern einige Zerstreung zu verschaffen, indem er ihnen Räthsel zum auflösen gab, die er aus einigen Jahrgängen des Mercure de France nahm, den er in der Bibliothek des Gebäudes gefunden hatte.

Nachdem der Dauphin sein Nachtmahl genommen hatte, kleidete ich ihn aus, und dann mußte er in Gegenwart der Königin sein Nachtgebeth verrichten: er hatte ein besonderes Gebeth für die Prinzessin von *Lamballe*, und noch ein anderes, worinn er Gott bath, das Leben seiner Gouvernante, der Marquise *Tourzel* zu schützen. Wenn ihm die Municipalisten gar zu nahe kamen, so gebrauchte er von selbst die Vorsicht, diese Gebethe ganz stille herzusagen. Hierauf gieng ich mit ihm in das Cabinet, und wenn ich der Königin etwas zu sagen hatte, so benutzte ich diesen Augenblick dazu. Ich meldete ihr den Inhalt der Tagesblätter: man ließ zwar keine derselben nach dem Tempel bringen, aber ein eigen bestellter Ausrufer kam alle Abende um sieben Uhr nahe an das runde Thürmchen des Tempels, und rief dort alles aus, was in der

National-Verfammlung, bey der Gemeinde von Paris, und bey den Armeen vorgefallen war. Um ihm zuzuhören, stellte ich mich in das Cabinet des Königs, und dort, wo alles stille war, konnte ich leicht im Gedächtnisse behalten, was ich hörte.

Um neun Uhr nahm der König sein Nachteffen; während desselben blieben die Königin und die Prinzessin Elisabeth wechselsweise beym Dauphin; ich trug ihnen das, was sie etwann vom Nachteffen verlangten, in jenes Zimmer; und hierbey gewann ich ebenfalls einen Augenblick, ohne Zeugen mit ihnen zu sprechen.

Nach dem Nachteffen begab sich der König auf eine kurze Zeit in das Zimmer der Königin, drückte ihr und seiner Schwester die Hand zum Zeichen des

Abschieds, und empfing die Umarmungen seiner Kinder; er gieng dann auf sein Zimmer und in das daran stoffende Cabinet, wo er gewöhnlich bis um Mitternacht las. Die Königin und die Prinzessinnen versperrten sich in ihre Gemächer. Ein Municipal-Beamter blieb in dem kleinen Zimmer zwischen den beyden Gemächern, und brachte dort die Nacht zu; der andere folgte dem Könige.

Während der Zeit als der König las, machte ich mein Bett neben dem Bette Sr. Majestät zurechte, der König gieng aber nicht eher schlafen, als bis der neue Municipalist auf seinen Posten gekommen war, um zu wissen, wer es sey; und wenn er ihn noch niemals gesehen hatte, so gab er mir den Auftrag, ihn um seinen Nahmen zu fragen. Die Municipa-

nicipalisten wurden täglich um eilf Uhr Morgens, um fünf Uhr Abends, und um Mitternacht abgelöst. Diese Lebens-Ordnung dauerte die ganze Zeit fort, so lange der König im kleinen Tempelthurme war, nämlich bis zum 30^{ten} September.

Ich ergreife den Faden der Thatfachen wieder. Am 4^{ten} September kam der Secretaire des *Petion* in den Thurm, und übergab dem Könige zwey tausend Livres in Assignaten, wofür er auch eine Quittung forderte. Der König ersuchte ihn, dem H. *Hue* die Summe von 526 Livres einzuhändigen, weil derselbe so viel für seinen Dienst ausgelegt hätte, und der Secretair versprach es. Diese 2000 Livres sind das einzige Geld, welches dem Könige ist ausbezahlt worden, obfchon die gesetzgebende

Verfammlung fünfmal hundert tauſend Livres für die Ausgaben Sr. Majeſtät im Tempelthurme beſtimmt hatte, welches aber vermuthlich geſchehen war, ehe ſie noch die wahren Abſichten ihrer Anführer eingesehen, oder es gewagt hatte, in dieſelben einzuſtimmen.

Zween Tage nachher befahl mir die Prinzeſſinn *Elisabeth*, einige kleine Effecte der Princeſſinn von *Lamballe* zuſammen zu legen, welche ſie im Thurme zurück geſaſſen hatte, als ſie aus demſelben war weggeführt worden. Ich machte alles in ein Packet zuſammen, und ſchickte es ſammt einem Schreiben an ihre erſte Kammerfrau. In der Folge habe ich aber erfahren, daß ſie weder das Packet, noch den Brief erhalten hat.

Aus dem Character der meiſten Municipalitäts - Beamten, welche um dieſe

Zeit zur Aufficht in den Tempel geschickt wurden, konnte man nun deutlich genug errathen, welche Gattung von Menschen man ausgewählt hatte, um die Revolution vom zehnten August, und die Metzeleyen vom zweyten September zu veranstalten.

Einer dieser Municipalisten, Namens *James*, ehemals Englischer Sprachmeister, folgte eines Tags dem Könige bis in sein Lesecabinet, und setzte sich ihm dort zur Seite. Der König sagte ihm mit sanften Worten, daß ihm die übrigen Municipalisten hier immer allein ließen; daß ja die Thüre ohnehin offen bliebe, und er also seinen Blicken nicht entgehen könnte; daß aber das Cabinet zu klein sey, um zwei Personen Platz zu geben. Allein *James* beharrte mit einer groben Art auf seinem Vorfatze; der Kö-

nig mußte also nachgeben; er that diesen Tag auf seine Lecture Verzicht, und gieng aus dem Cabinete in das Zimmer, wohin ihm dann der Municipalist auch nachgieng, und nicht aufhörte, mit der quälendsten Aufficht, ihn auf jedem seiner Schritte zu verfolgen.

Ein ander mal des Morgens bey'm Aufstehen, hielt der König den wachthabenden Commissar für denjenigen, der schon Tags vorher da gewesen, und bedauerte ihn, daß man vergessen hätte, ihn abzulösen. Auf diese freundschaftliche Theilnahme des Königs antwortete der Municipalist bloß mit Beleidigungen. "Ich bin hier, sagte er, um
"Ihr Betragen zu beobachten, und nicht,
"daß Sie auf das meinige Acht geben." Mit aufgesetztem Hute trat er jetzt noch näher zum Könige, und sagte ihm ins Gesicht: "Kein Mensch, und Sie noch

“weniger, als jemand, hat das Recht, sich darein zu mengen.” Auch war er den ganzen übrigen Tag sehr ungeschliffen. I habe in der Folge erfahren, daß er *Meunier* hieß.

Ein andrer Municipalist, Namens *Le Clerc*, seines Berufs ein Arzt, war einst im Zimmer der Königin, als ich dem jungen Prinzen Unterricht im Schreiben gab; er drängte sich hinzu, und störte uns in dieser Beschäftigung, indem er von der republicanischen Erziehung predigte, welche man dem Dauphin geben müßte; auch wollte er demselben, statt seiner gewöhnlichen Lesebücher, bloß die heftigsten Revolutions-Schriften unterstieben.

Noch ein andrer Municipalist war einst bey einer Vorlesung gegenwärtig,

welche die Königin ihren Kindern hielt: sie las eben in der Geschichte Frankreichs, und zwar von dem Zeitpunkte, wo der Connetable von Bourbon die Waffen gegen Frankreich ergriffen hatte. Der Municipalist behauptete, die Königin wollte durch dieses Beyspiel ihrem Sohne den Geist der Rache gegen sein Vaterland einflößen, und machte hierüber eine förmliche Anzeige bey dem Gemeinde - Rathe. Ich meldete dieses der Königin, welche in der Folge stets solche Bücher zum Vorlesen wählte, daß man ihre Absichten nicht mehr verdächtig machen konnte.

Ein gewisser *Simon*, Schuster und Municipal-Beamter, war einer von den sechs Comissaren, welche die Aufsicht über die Arbeiten und Ausgaben beym Tempel hatten; er war der einzige, welcher, unter dem Vorwande, seine Stelle

gut zu verstehen, stets im Thurme blieb. Dieser Mensch erschien niemals vor der Königlichen Familie, ohne die pöbelhafteste Ungeschliffenheit recht ge-
 flissentlich zu äußern. Oft sagte er mir in Gegenwart des Königs so laut, daß es derselbe hören konnte: “ Clery, frage
 “ den *Kapet*, ob er etwas nöthig hat, da-
 “ mit ich nicht noch einmal die Treppe
 “ steigen müsse.” Hierauf mußte ich nun wohl antworten: “ Er braucht
 “ nichts.” Diefs ist eben derselbe *Simon*, dem man in der Folge den jungen Ludwig übergab, und der, durch eine überlegte Kraufamheit, dieses interessante Kind so unglücklich machte. Man hat auch Ursache, zu glauben, daß er das Werkzeug derjenigen war, welche die Lebenstage des Dauphin verkürzten.

Um den jungen Prinzen in der Rechenkunst zu unterweisen, hatte ich,

auf Befehl der Königin, eine Multiplications-Tabelle gemacht. Ein Municipalist behauptete, die Königin lehre ihren Sohn in Ziffern reden; und so mußte man den arithmetischen Unterricht wieder aufgeben.

Etwas ähnliches geschah mit den Tapis, an welchen die Königin und die Prinzessin *Elisabeth* in den ersten Tagen ihrer Gefangenschaft arbeiteten. Da einige Stücke zu Rückenlehnen auf Stühle fertig waren, befahl mir die Königin, sie der Marquise von *Sérent* zu schicken; als ich die Erlaubniß hiezu von den Municipalisten begehrte, glaubten sie, diese Figuren stellten Hieroglyphen * vor, durch die man auswärts correspondiren wolle; es wurde also ein

* Der H. Bildr-Schrift.

Beschluß gefaßt, kraft dessen es ver-
boten war, die Arbeiten der Prinzeß-
finnen aus dem Tempelthurme bringen
zu dürfen*.

Wenn die Königliche Familie zum
Spatziergang in den Garten hinunter-
gieng, so mußte sie bey vielen Schild-
wachen vorbehey, wovon zu derselben Zeit
mehrere im Innern des kleinen Thurms
selbst standen. Diese Schildwachen pre-
sentirten den Municipalisten allemal das
Gewehr, wenn aber der König sich
ihnen näherte, so nahmen sie das Ge-

* Einige von den Commissären redeten niemals von dem
Könige, oder dem jungen Prinzen und den Prinzeßfinnen,
ohne zu ihren Nahmen die schimpflichsten Beynahmen
hinzu zufügen. Ein gewisser *Turlot*, Municipalist sagte
einst in meiner Gegenwart: “ Wenn der Henker diese
“ verd..... Familie nicht guillotiniern wollte so würde ich
“ es selber thun.”

wehr bey Fußs, oder kehrten es mit einer auffallenden Art gar um. Einer dieser Kerl, welcher im Innern des Gebäudes Wache stand, schrieb eines Tages über die Thüre von dem Zimmer des Königs, und inwendig im Zimmer, folgende Worte. “ Die Guillotine ist immerwährend, und erwartet den Tyrannen Ludwig XVI.” Der König las die Aufschrift; ich trat hin, um sie auszulöschen, Sr. Majestät liefs es aber nicht geschehen.

Einer von den Thürhütern des Thurms, Namens *Rocher*, von gräfslichem Ansehen, der eine Sappirers-Uniform, einen langen Knebelbart, eine schwarze Pelzmütze, einen groffen Säbel, und einen Gürtel trug, an welchem ein Bund schwerer Schlüssel hieng, kam allemal an die Thüre, wann der König hinausgehen wollte, öffnete sie aber erst in dem

Augenblicke, wann Sr. Majestät schon ganz nahe bey ihm war; und unter dem Vorwande, aus dem groffen Bunde von Schlüffeln, die er mit einem gräßlichen Geklirre durcheinander schüttelte, den rechten herauszufinden, liefs er die Königliche Familie geffliffentlich warten, und schob endlich die Riegel mit groffem Gerassel auf; dann lief er schnell hinunter, stellte sich an das äufferste Thor, mit einer langen Tobakspfeife im Munde, und so, wie jede Person von der Königlichen Familie hinausgieng, blies er den Tobaksrauch von sich, besonders vor den Prinzeffinnen. Einige National-Gardisten, die an diesen Unverschämtheiten eine Unterhaltung fanden, sammelten sich um ihn her, lachten überlaut bey jeder Dampfwolke, die er von sich blies, und erlaubten sich die gröbsten Ausdrücke; um dieses Schauspiel

gemächlicher anzusehen, holten einige fogar Stühle aus der Wachtstube herbey, setzten sich darauf, und versperrten also den ohnehin schon engen Ausgang noch mehr.

Während des Spazierganges versammelten sich die Kanonierer, um zutanzten, und sangen allemal Revolutions-Lieder, manchmal auch noch grobe Zoten.

Beym Zurückgehen in den Thurm, hatte die Königliche Familie eben dieselben Beschimpfungen auszustehen. Oft waren die beleidigendsten Ausdrücke an die Mauer geschrieben, und dieß mit so großen Buchstaben, daß sie den Augen der Eintretenden nicht entgehen konnten. Man las zum Beyspiel: “ Die Frau
 “ Veto wird tanzen.”——“ Wir werden
 “ das dicke Schwein schon zur Diät
 “ bringen.”——“ Nieder mit dem ro-

“ then Bande ! ” — “ Man muß die jungen Wölfe erdroffeln, ” &c. &c.
 Bald kleckte man einen Galgen an die Wand, an welchem ein Mensch hieng, unter dessen Füßen geschrieben stand :
 “ Ludwig, wie er ein Luftbad nimmt ; ”
 bald eine Guillotine, mit den Worten : “ Ludwig, wie er in den Sack speyt. ” &c.

Auf solche Art machte man den kurzen Spaziergang, welchen man der Königlichen Familie erlaubte, zu einer wahren Marter. Der König und die Königin hätten dieses alles freylich vermeiden können, wenn sie im Thurme geblieben wären, allein, ihre Kinder, die letzten und einzigen Gegenstände ihrer Zärtlichkeit, hatten nöthig, frische Luft zu schöpfen, und, aus Liebe zu denselben, ertrugen beyde Majestäten, ohne sich zu

beklagen, täglich, diese tausendfältigen Beschimpfungen.

Indessen verüßten doch manchmal auch einige Beweise von Treue und Mitleid, die Bitterkeit dieser Verfolgungen; und man bemerkte sie desto lebhafter, je feltner sie waren.

Ein National-Gardist stand auf der Schildwache an der Thüre von dem Zimmer der Königin: es war ein Mann aus einer Vorstadt, bäurisch, aber reinlich gekleidet. Ich faß allein im Vorzimmer und las; er betrachtete mich aufmerksam, und schien sehr gerührt zu seyn. Ich gehe vorbey; er präsentirt das Gewehr, und sagt mit zitternder Stimme: "Sie dürfen nicht hinaus gehen."——"Warum?"——"Mein Befehl verbindet mich, Sie nicht aus den

“Augenzulassen.”——“Ihr irrt euch.”——
 “Wie, Mein Herr, Sie sind also nicht
 “der König?”——“Ihr kennt ihn also
 “nicht?”——“Ich habe ihn niemals ge-
 “sehen, und wünschte, ihn lieber an-
 “derswo zu sehen, als hier.”——“Redet
 leise; ich will in dieses Zimmer gehen,
 und die Thüre halb offen lassen, so
 könnt ihr den König sehen: er sitzt am
 Fenster und hat ein Buch in der Hand.”——
 Ich meldete der Königin den Wunsch
 dieses Gardisten, sie sagte es dem Kö-
 nige, und dieser war so gütig, aus einem
 Zimmer in das andere zu gehen, um dem
 Gardisten in das Gesicht zu kommen.
 Als ich nachher wieder zu ihm gieng,
 fieng er an: “Ach, Mein Herr, wie
 “doch der König so gut ist, wie er seine
 “Kinder liebt!” Er war so gerührt,
 daß er kaum reden konnte; “Nein!
 “fuhr er fort, indem er an seine Brust
 “schlug,” “Nein! ich kann es nicht

“ glauben, daß er uns so viel Uebels
 “ gethan habe. Ich fürchtete, seine
 “ heftige Gemüthsbewegung möchte
 “ ihn in Gefahr setzen, und entfernte
 “ mich.”

Ein anderer National-Gardist, welcher
 am Ende der Allee, worinn die Köni-
 gliche Familie spazierte, Schildwache
 stand, ein noch sehr junger Mensch, von
 einnehmender Gestalt, ließ durch seine
 Blicke merken, daß er wünschte, dersel-
 ben etwas mitzutheilen. Beym zweyten
 Gange näherte sich also die Prinzessin
Elisabeth demselben, um zu sehen, ob er
 sie anreden würde: war es nun aus
 Furcht, oder aus Ehrerbiethung, genug,
 er wagte es nicht; aber einige Thränen
 flossen ihm in den Augen, und er gab
 durch ein Zeichen zu verstehen, daß er
 in dem nahe liegenden Schutthaufen ein
 Papier

Papier verborgen habe. Ich fieng an, dieses Papier zu suchen, indem ich mich stellte, als ob ich für den Dauphin Wurffsteine auflesen wollte; allein die Municipal-Beamten befahlen mir, mich zu entfernen, und verbothen mir, künftig den Schildwachen wieder nahe zu kommen; und so habe ich die Absichten dieses jungen Menschen nie in Erfahrung gebracht.

Dieser Spatziergang im Garten gab der Königlichen Familie auch noch ein andres Schauspiel, welches ihr oft das schmerzhafteste Gefühl verursachte. Eine große Zahl getreuer Unterthanen benutzte an jedem Tage diesen kurzen Zeitraum, um ihre Königin und ihren König zu betrachten, indem sie sich an die Fenster derjenigen Häuser stellten, aus denen man in den Garten des Tempels

hinein sehen konnte; und man bemerkte sehr deutlich, mit welchen Empfindungen und Wünschen sie dieses thaten. Eines Tags glaubte ich, die Marquise von *Tourzel* an einem solchen Fenster zu bemerken, und auf diese Meynung brachte mich besonders die außerordentliche Aufmerksamkeit jener Person, mit der sie alle Bewegungen des Dauphins beobachtete, sobald er sich etwas von seinen Aeltern entfernte. Ich theilte meine Muthmaßung der Prinzessin *Elisabeth* mit. Beym Nahmen der Frau von *Tourzel* konnte diese Prinzessin, welche glaubte, daß sie am 2^{ten} September ebenfalls ermordet worden wäre, ihre Thränen nicht mehr zurück halten. “Wie! rief sie aus, *Tourzel* sollte “noch leben!”—— Den Tag darauf fand ich Mittel, Nachrichten hierüber einzuziehen, und ich hörte, daß die Frau von *Tourzel* auf einem ihrer Landgüter lebte.

Auch vernahm ich, daß die Prinzessin von *Tarente*, und die Marquise von *Roche-Aimont*, welche sich am 10^{ten} August, beym Angriffe der Thuilleries, in diesem Schlosse befunden hatten, den Mördern entkommen waren. Die Sicherheit dieser Personen, welche ihre Ergebenheit für die Königliche Familie bey so vielen Gelegenheiten bewiesen hatten, gewährte derselben auf wenige Zeit etwas Trost; aber bald vernahm sie die entsetzliche Nachricht, daß die vom hohen Gerichts-Hofe in Orleans zurückkommenden Gefangenen am neunten September in Versailles wären ermordet worden. Der König wurde ganz von Schmerzen zu Boden gedrückt, als er das unglückliche Ende des Herzogs von *Brissac* hörte, der ihn seit dem Ausbruche der Revolution, nicht einen einzigen Tag verlassen hatte; eben so sehr bejam-

merte er auch den Tod des Herrn *de Lessart*, und der übrigen würdigen Männer, die ein Schlachtopfer ihrer Ergebenheit für seine Person, und für das Vaterland geworden waren.

Am 21^{sten} September, um vier Uhr Nachmittags, kam der Municipalist *Lubin*, in Begleitung einiger Gendarmes zu Pferde, und eines großen Haufen Pöbels, um vor dem Thurme eine Proclamation abzulesen. Es geschahen einige Trompetenstöße, und hierauf ward eine allgemeine Stille. Dieser *Lubin* hatte die Stimme eines Stentors. Die Königliche Familie konnte die Proclamation sehr deutlich hören, wodurch die Königliche Würde abgeschafft, und die Republik errichtet wurde. *Hebert*, der unter dem Nahmen, Vater du Chefne so bekannt wurde, und *Destournelles*, nachheriger Minister der öffentlichen

Auflagen, hatten an diesem Tage Wache bey der Königlichen Familie: sie saßen während der Proclamation nahe an der Thüre, und sahen mit einem höhnischen Lächeln steif auf den König. Dieser bemerkte es; er hatte eben ein Buch in der Hand, und fuhr ungestört fort, zu lesen: nicht die mindeste Veränderung zeigte sich auf seinem Gesichte. Die Königin bewies eine ähnliche Standhaftigkeit: sie äußerte weder einen Laut, noch eine Geberde, welche den beyden Municipalisten ihre tückische Freude vermehren konnte. Nachdem die Proclamation geendigt war, wurden abermal die Trompeten geblasen. Ich gieng an ein Fenster; sogleich richtete der ganze Volkshaufe seine Blicke auf mich; man hielt mich für den König und überhäufte mich mit Schimpfreden; die Gendarmes drohten mir mit ihren Säbeln, und ich mußte von dem Fen-

fter weggehen, um dem Tumulte ein Ende zu machen.

Noch an demselben Abende meldete ich dem Könige, daß sein Sohn Vorhänge und Decken für sein Bett nöthig habe; da die Jahreszeit schon kälter zu werden, anfieng. Der König befahl mir, die nöthigen Artickel auf einen Zettel zu verzeichnen, welchen er dann unterschrieb. Ich verfaßte diesen Zettel nach der bisher gewöhnlichen Formel: “ Der König verlangt für seinen Sohn,” &c. “ Ihr feyd fehr
 “ dreift, sagte mir *Destournelles*, daß Ihr
 “ einen Titel gebraucht, der, nach dem
 “ Willen des Volks, abgeschafft worden
 “ ist, wie Ihr so eben vernommen habt.” Ich antwortete ihm hierauf, daß ich zwar eine Proclamation hätte ablesen hören, daß ich aber den Inhalt derselben nicht wüßte. “ Es ist die Abschaf-

“ fung der Königlichen Würde, erwie-
 “ derte er, und Ihr könnt dem *Herrn*
 “ dort (indem er auf den König zeigte)
 “ sagen, daß er sich enthalte, einen
 “ Titel anzunehmen, den das Volk nicht
 “ mehr anerkennt.” Hierauf antwortete
 ich ihm: “Ich kann den Zettel nicht
 “ mehr abändern, weil er schon unter-
 “ geschrieben ist; der König würde mich
 “ um die Ursache davon fragen, und
 “ mir ziemt es nicht, ihm dieselbe zu
 “ melden.”—“ Thut was Ihr wollt, ver-
 “ setzte der Municipalist, ich werde aber
 “ diesen Zettel nicht bescheinigen.” Den
 folgenden Tag befahl mir die Prinzef-
 finn Elisabeth, ich sollte in der Zukunft
 dergleichen Sachen auf folgende Art
 schriftlich begehren: “ Zum Gebrauche
 “ für Ludwig XVI, für Maria Antonia,
 “ für Ludwig Karl, für Maria There-
 “ sia, für Maria Elisabeth, ist nö-
 “ thig,” &c.

Bis um diese Zeit mußte ich dergleichen Forderungen oft wiederholen. Die wenige Wäsche, welche der König und die Königin hatten, war ihnen während ihres Aufenthalts bey den Feuillans, von ihren Leuten geliehen worden*; denn aus den Thuilleries hatte man nichts mehr holen können, weil am 10^{ten} August dort alles geplündert worden war. Die ganze Königliche Familie litt besonders Mangel an Kleidungs-

* Die Gräfin von Sutherland, Abgesandtin von England in Frankreich, fand Mittel, der Königin Wäsche und anderes Geräthe für den jungen Prinzen, zustellen zu lassen. Die Königin befahl mir in der Folge, diese, der Lady zugehörigen Sachen zurück zu senden, und derselben in ihrem Nahmen schriftlich zu danken. (Denn zu dieser Zeit war die Königin des Gebrauchs von Feder und Dinte beraubt). Die Municipalisten gestatteten diese Zurücksendung nicht; sondern behielten die Wäsche und Geräthe für sich.

stücken.

stücken. Die Prinzeffinnen flickten dieselben täglich aus, und, um die Kleidung des Königs auszubessern, mußte die Prinzeffinn *Elisabeth* oft warten, bis er sich schlafen gelegt hatte. Endlich erhielt ich denn doch mit vieler Mühe, daß man etwas neue Wäsche machen liefs; weil aber die Nätherinnen auf die Merkbuchstaben *eine Krone* gesetzt hatten, so verlangten die Municipalisten, daß die Prinzeffinnen die Kronen wieder heraus trennen sollten: und man mußte gehorchen.

Am 26^{ten} September erfuhr ich durch einen Municipalisten, daß man vorhabe, den König von seiner Familie zu trennen, und daß die Wohnung, welche man ihm im *grossen Thurme* bestimmt hatte, bald fertig seyn würde. Mit sehr vieler Vorsicht kündigte ich dem Könige diese neue Tyranney an, und ver-

sicherte ihn dabey, wie sehr es mir zu Herzen gieng, ihn auf solche Art betrüben zu müssen. “ Er kann mir keinen stärkern Beweis Seiner Anhänglichkeit geben, sagte mir Sr. Majestät, ich fordere von Seinem Eifer, daß Er mir nichts verberge, denn ich mache mich auf alles gefaßt ; trachte Er, den Tag dieser schmerzhaften Trennung zu erfahren, und ihn mir wissen zu lassen.”

Am 29^{ten} September, um zehn Uhr des Morgens, kamen fünf bis sechs Municipalisten in das Zimmer der Königin, wo die Königliche Familie bey sammen war. Einer derselben, Namens *Charbonnier* las dem Könige einen Beschluß des Gemeinde-Raths vor, wodurch befohlen ward, “ alles Papier, Dinte, Federn, Bleystift, und selbst alles beschriebene Papier aus den Taschen und aus den Zimmern der Gefangenen,

“ wie auch dem Kammer - Diener und
 “ den übrigen Dienstleuten des Thurms,
 “ wegzunehmen.”——“ Wenn Sie etwas
 “ nöthig haben, setzte der Municipalist
 “ hinzu, so soll *Cléry* hinunter gehen,
 “ und das Verlangte auf ein Verzeich-
 “ niss schreiben, welches im Saale des
 “ Gemeinden-Raths bleiben wird.” Ohne
 die geringste Anmerkung hierbey zu
 machen, durchsuchten der König und
 seine Familie ihre Taschen, und gaben
 ihre Papiere, Bleystifte, Etuis, &c. her.
 Hierauf durchsuchten die Commissären
 alle Zimmer und Schränke, und nah-
 men die im Gemeinde-Beschluss ange-
 zeigten Sachen mit sich fort. Während
 dieser Verrichtung erfuhr ich von einem
 Municipalisten der anwesenden Deputa-
 tion, daß der König noch an diesem
 Abende in den großen Thurm würde
 gebracht werden, und ich fand Mittel,

es durch die Prinzessin *Elisabeth* Sr. Majestät wissen zu lassen.

Nach dem Nachteffen, als der König das Zimmer der Königin verließ, um in das feinige zu gehen, sagte ihm auch wirklich ein Municipalist, er möchte warten, weil ihm der Gemeinde-Rath etwas mitzutheilen hätte. Eine Viertelstunde nachher traten die sechs Municipalisten, welche des Morgens alle Papiere weggenommen hatte, wieder ein, und lasen dem König einen zweyten Beschluß der Gemeinde vor, wodurch seine Veretzung in den großen Thurm befohlen wurde. Obschon der König diesen Vorfall voraus wußte, so ward sein Gemüth doch äußerst lebhaft angegriffen; und seine untröstliche Familie suchte aus den Blicken der Commissären zu errathen, wie weit wohl ihre Absichten noch gehen könnten.

Unter den quälendsten Beängstigungen nahm Sie von ihm Abschied ; und diese Trennung, der Vorbothe von so vielen andern Unglücksfällen, war einer der schmerzhaftesten Augenblicke, welche Ihre Majestäten bis jetzt im Tempel zugebracht hatten. Ich folgte dem Könige in sein neues Gefängniß.

Die Wohnung des Königs im großen Thurme war noch nicht fertig ; es war nur ein einziges Bett, und von Hausgeräthe noch gar nichts darinn : die Mahler und Leimer arbeiteten noch daran, welches einen so unleidlichen Geruch verursachte, daß ich befürchtete, der König möchte davon unpäßlich werden. Für mich hatte man ein Zimmer bestimmt, welches sehr weit von dem Zimmer des Königs entfernt war ; ich äufferte mit Nachdruck, daß ich näher

bey ihm wohnen müßte, und brachte die erste Nacht auf einem Stuhle neben dem Könige, zu. Den Tag darauf erlangte Se. Majestät selbst erst nach vielen Schwierigkeiten, daß man mir ein Zimmer neben dem Seinigen einräumte.

Nachdem der König aufgestanden war, wollte ich in den kleinen Thurm gehen, um den Dauphin anzukleiden; die Municipalisten verweigerten dieses, und einer davon, Namens *Veron*, sagte mir: „Ihr werdet keine Gemeinschaft mehr mit den Gefangenen haben, und Euer Herr auch nicht; er darf seine Kinder nicht einmal mehr sehen.“

Um neun Uhr verlangte der König, man sollte ihn zu seiner Familie führen. Wir haben keinen Befehl dazu, sagten

die Commissaren. Der König wollte einige Anmerkungen hierüber machen. Sie antworteten aber nichts.

Eine halbe Stunde darauf kamen zween Municipalisten, und hinter ihnen ein Burfch, der dem Könige ein kleines Brod und eine Flasche Limonade, zu seinem Frühstücke, brachte. Der König bezeugte ein Verlangen, mit seiner Familie zu Mittag zu speisen, worauf sie antworteten, daß sie erst den Befehl des Gemeinde-Raths darüber einholen müßten. “ Aber mein Kammerdiener kann doch hinunter gehen, sagte der König, er hat ja meinen Sohn zu befor- gen, und ich sehe nicht, warum er ihn nicht ferner bedienen soll.” “ Das hängt nicht von uns ab,” antworteten die Commissaren, und giengen weg.

Ich stand in einer Ecke des Zimmers,

von Schmerzen niedergedrückt, und in den quälendsten Gedanken über das Schickfal dieser Erhabenen Familie. Auf der einen Seite sah ich die Leiden meines Herrn, auf der andern stellte ich mir den Dauphin vor, der vielleicht andern Händen überlassen würde. Ich hatte schon gehört, daß man ihn von seinen Königlichen Aeltern trennen wolle, und welche neue Schmerzen mußte ein solcher Raub der Königin verursachen! Ich war mit diesen peinigenden Ideen beschäftigt, als sich der König mir näherte, das kleine Brod, welches man ihm gebracht hatte, in der Hand haltend. Er reichte mir die Hälfte davon, und sagte: "Es scheint, man habe Sein Frühstück vergessen; ich habe an dem übrigen genug." Ich verbat es, aber er bestand darauf: ich konnte meine Thränen nicht zurück halten;

halten ; der König bemerkte es, und die
feinigen floffen ebenfalls.

Um zehn Uhr kamen andere Municipa-
palisten, und brachten die Handwerks-
leute mit, welche weiter an Zurichtung
der Zimmer zu arbeiten hatten. Einer
dieser Municipalisten sagte dem Kö-
nige dafs er beym Frühstücke seiner
Familie zugegen gewesen sey, und sie
sich wohl befinde. “ Ich danke ant-
“ wortete der König, und bitte mei-
“ ner Familie zu sagen, dafs ich mich
“ ebenfalls wohl befinde. Könnte ich
“ nicht einige von den Büchern haben,
“ setzte er hinzu, welche ich im Zim-
“ mer der Königin zurückgelassen
“ habe? Ihr würdet mir einen Gefal-
“ len thun, wenn Ihr mir dieselben
“ schicktet, denn ich habe nichts zu
“ lesen.” Der König nannte die Bü-

cher, welche er zu haben wünschte, und der Municipalist willigte in seinen Wunsch; weil er aber nicht lesen konnte, so trug er mir an, ihn zu begleiten. Ich pries mich über die Unwissenheit des Menschen glücklich, und dankte dem Himmel, daß er mir diesen tröstlichen Augenblick beschehrt hatte. Der König gab mir einige Aufträge, und seine Blicke sagten mir das Uebrige.

Ich fand die Königin in ihrem Zimmer, umgeben von ihren Kindern und der Prinzessin *Elisabeth*: alle weinten, und ihr Schmerz wuchs noch bey meinem Anblicke. Sie thaten tausend Fragen über den Zustand des Königs, an mich, auf welche ich nur mit vieler Zurückhaltung antworten konnte. Die Königin wandte sich an die Municipalisten, welche mich begleitet hatten, und erneuerte auf das Dringendste ihre For-

derung, täglich, wenigstens einige Augenblicke um den König seyn zu dürfen, und mit ihm zu speisen. Es waren nicht mehr Klagen, nicht Thränen, was sie ausstieß, sondern es war das Jammergeschrey des Schmerzens..... “ Wohlan! “ sagte endlich ein Municipalist, sie sollen heute mit einander speisen; weil “ wir uns aber in unserm Benehmen “ nach den Beschlüssen des Gemeinderaths richten müssen, so werden “ wir Morgen thun, was uns derselbe “ vorschreibt.” Seine Kollegen willigten ein.

Bey dem einzigen Gedanken, wieder mit dem Könige zusammen zu kommen, ward diese unglückliche Familie von einem Gefühle überströmt, welches beynahe ein Freudengefühl war. Die Königin mit ihren Kindern in den

Armen, und die Prinzessin mit gen Himmel ausgestreckten Händen, dankten Gott für dieses unerwartete Glück, und stellten das rührendste Schauspiel dar. Sogar einige Municipalisten konnten sich der Thränen nicht erwehren. (Dies waren die einzigen, welche ich in diesen schreckenvollen Aufenthalte von ihnen habe vergieffen sehen.) Einer derselben, Namens *Simon*, sagte ziemlich laut: “ Ich glaube, daß mich diese Weiber “ gar zum Weinen bringen könnten ! ” und indem er sich zur Königin wandte: “ Als Ihr am zehnten August das Volk “ mordetet, da weinet Ihr nicht. ” — “ Man betrügt das Volk gewaltig über “ unsere Gefinnungen, ” antwortete die Königin,

Hierauf nahm ich die Bücher, welche der König verlangt hatte, und brachte sie ihm. Die Municipalisten giengen

mit mir in sein Zimmer, und kündigten ihm an, daß er seine Familie sehen würde. Ich sagte den Commissären, daß ich ohne Zweifel den Dauphin und die Prinzessinnen noch ferner bedienen dürfte; sie willigten ein, und so hatte ich Gelegenheit, der Königin alles zu melden, was vorgefallen war, und alles, was der König seit ihrer Trennung gelitten hatte.

Die Mittags-Tafel wurde bey dem Könige gehalten, wohin sich seine Familie begab, und aus den Empfindungen, welche sie äufferte, konnte man auf die Beforgnisse schließen, welche sie geängstiget hatten. Man hörte nichts weiter von einem Beschlusse des Gemeinde-Raths, und die Königliche Familie fuhr fort, mit einander zu speisen, und sich auf dem Spatziergange zu vereinigen.

Nach der Tafel zeigte man der Königin die Wohnung, welche man ihr über dem Zimmer des Königs zubereitete. Sie erfuchte die Arbeits-Leute, ihre Arbeit zu beschleunigen; sie wurden aber doch erst nach drey Wochen fertig.

Während dieser Zeit, setzte ich meinen Dienst, sowohl bey beyden Majestäten, als beym Dauphin und den Prinzessinnen, fort. Die Tagesordnung und die Beschäftigungen waren fast immer dieselben: Der König gab sich stets mit der Erziehung seines Sohnes ab. Allein der Aufenthalt der Königlichen Familie in zween abgefonderten Thürmen, machte die Aufsicht der Municipalisten beschwerlicher, und eben deswegen auch unruhiger; ihre Zahl wurde vermehrt, und ihr Mistrauen ließ mir nur noch wenige Mittel übrig, zu erfahren, was

auffer dem Tempel vorgieng: Ich mußte mich also auf folgende einschränken.

Unter dem Vorwande, mir Wäsche und andre nöthige Sachen bringen zu lassen, erhielt ich die Erlaubniß, daß meine Frau jede Woche einmal, nach dem Tempel kommen durfte; und bey diesen Befuchen hatte sie immer eine gutgefinnte Frau, ihre Freundin, bey sich, welche man für eine ihrer Anverwandtinnen ausgab. Diese Frau hat sowohl durch die Schritte, welche sie that, als durch die Gefahren, denen sie sich bey mehrern Gelegenheiten aussetzte, die größte Anhänglichkeit für die Königliche Familie bewiesen. Wenn beyde Frauen kamen, rief man mich hinunter in das Rathszimmer; ich durfte aber nur in Gegenwart der Municipallisten mit ihnen sprechen; man beobachtete uns genau, und die ersten Be-

suche entsprachen meiner Absicht nicht. Endlich gab ich ihnen zu verstehn, sie sollten künftig allezeit um ein Uhr nach Mittage kommen: dieß war die Stunde des Spatziergangs, wo die meisten Municipal-Beamten der Königlichen Familie folgten; nur einer derselben blieb im Rathszimmer, und wenn es ein ehrlicher Mann war, so ließ er uns schon etwas mehr Freyheit, ohne uns jedoch aus den Augen zu verlieren. Da wir auf diese Art reden konnten, ohne daß man uns behorchte, so erkundigte ich mich nach den Personen, für welche sich die Königliche Familie interessirte, wie auch darnach, was in der National-Convention vorgieng. Den gewissen Ausrufer, von dem ich schon weiter oben gesprochen, hatte meine Frau gedungen, daß er täglich nahe an die Mauer des Tempels kam, und dort

dort den Inhalt der Tagesblätter ausrief.

Nebst diesen Nachrichten, erfuhr ich auch noch manches von einigen Municipalisten, und besonders von einem sehr getreuen Diener, Namens *Turgi*, einem Königlichen Küchenjungen, welcher, aus Ergebenheit für Se. Majestät, Mittel gefucht und gefunden hatte, mit noch zween seiner Kameraden, Namens *Marchand* und *Chretien*, einen Dienst beym Tempel zu erhalten: sie brachten nemlich für die Königliche Familie die Speisen, welche in einer ziemlich entfernten Küche zubereitet wurden, nach dem Thurme. Ueberdies mußten sie verschiedene Lebensmittel einkaufen, und indem *Turgi* auch dazu gebraucht wurde, so konnte er jede Woche, zwey bis drey mal, aus dem Tempel weggehen, und

sich drauffen erkundigen, was vorgieng. Die Schwierigkeit bestand nur darinn, mir mitzutheilen, was er erfahren hatte; denn man hatte ihm verbothen, mit mir zu reden, außer, wenn es zum Dienste, der Königlichen Familie erforderlich war, und auch dann mußte es in Gegenwart der Municipalisten geschehen. Wenn er mir also etwas geheimes sagen wollte, so gab er mir ein verabredetes Zeichen, und ich suchte ihn dann unter verschiedenem Vorwande aufzuhalten: bald ersuchte ich ihn, meine Haare zu kräufeln, und unterdessen sprach die Prinzessin *Elizabeth*, welche um das Verständniß mit *Turgi*, wußte, mit den Municipalisten, um uns die nöthige Zeit zu unfreer Unterredung, zu verschaffen; bald gab ich ihm eine Gelegenheit an die Hand, in mein Zimmer zu gehen, und diesen Augenblick benutzte er dann, um die Tagesblätter, Nachrichten und

andere gedruckte Sachen, die er mir zu bringen hatte, unter mein Bett zu stecken.

Wenn der König oder die Königin Auffchlüsse über die Ereignisse von aufsem verlangten, und der Tag, an welchem meine Frau zu mir kam, noch zu weit entfernt war, so wandte ich mich abermals an *Turgi*. War es nicht eben an ihm, an diesem Tage auszugehen, so schützte ich vor, daß ich etwas zum Dienste der Königlichen Familie nöthig hätte: das werde ich an einem andern Tage besorgen, antwortete er mir; gut! versetzte ich dann mit einer gleichgiltigen Miene, der König wird schon warten. Durch diese Sprache wollte ich die Municipalisten bewegen, daß sie ihn ausgehen hießen; oft geschah dieses auch wirklich; und an demselben Abende,

oder am folgenden Morgen brachte er mir dann die Nachrichten, welche ich verlangte. Diese Art uns zu verstehen, hatten wir mit einander verabredet; dabey mußten wir uns jedoch hüten, diese List nicht ein zweytes Mal im Beyfeyn derselben Commiffaren zu gebrauchen.

Um aber dem Könige mitzutheilen, was ich erfahren hatte, standen neue Hindernisse im Wege. Abends konnte ich nur in dem Augenblicke mit ihm sprechen, wenn die Municipalfisten abgelöst wurden, und wenn er sich schlafen legte. Manches mal konnte ich ihm auch des Morgens ein Paar Worte sagen, wenn seine Wächter noch mit dem Ankleiden nicht fertig, und also nicht bereit waren, bey seinem Aufstehen zu erscheinen; ich stellte mich dann, als ob ich ohne sie nicht hineingehen wollte, gab ihnen aber zugleich

zu verstehen, daß mich der König erwarte; wenn sie mir nun erlaubten, hinein zu gehen, so machte ich augenblicklich die Vorhänge am Bette des Königs auf, und während, als ich ihm die Strümpfe anzog, sprach ich, ohne gesehen oder gehört zu werden. Meistens aber schlug meine Hoffnung fehl, und dann mußte ich warten, bis die Municipalisten ganz angekleidet waren, und mich zu Sr. Majestät begleiteten. Mehrere von ihnen bedandelten mich sogar mit einiger Härte. Die einen befahlen mir, des Morgens ihre Feldbetten wegzuräumen; und Abends zwangen sie mich, dieselben wieder aufzuschlagen; die andern überhäuften mich mit schimpflichen Ausdrücken: aber auch dieses Benehmen verschafte mir neue Mittel, Ihren Majestäten nützlich zu seyn. Ich zeigte gegen die Commissaren nichts, als Sanftmuth und Gefälligkeit; dadurch

machte ich auf sie einen günstigen Eindruck, fast wider ihren Willen; und flöste ihnen, ohne daß sie es selbst bemerkten, einiges Zutrauen ein, wodurch ich oft von ihnen selbst erfuhr, was ich zu wissen verlangte.

Nach diesem Plane handelte ich sorgfältig, schon seit meinem Eintritte in den Tempel, als plötzlich ein eben so sonderbares, als unerwartetes Ereigniß mich in die Furcht setzte, auf immer von der Königlichen Familie getrennt zu werden.

Am fünften October, Abends um sechs Uhr, nachdem ich die Königin in ihr Zimmer begleitet hatte, gieng ich mit zween Municipal-Beamten zum Könige zurück. Der National-Gardist, welcher vor der großen Wachtstube auf der Schildwache stand, nahm mich im

Vorbeygehen beym Arm, nannte mich bey meinem Nahmen, fragte mich, wie ich mich befände, und sagte mir mit einer geheimnißvollen Miene, daß er gern mit mir sprechen möchte. Reden Sie laut, Mein Herr, versetzte ich, denn ich darf mit keinem Menschen leise reden: man hat mich versichert, erwiederte der Gardist, daß man den König seit einigen Tagen in einen Kerker gesteckt habe, und Sie mit ihm. Ihr seht doch wohl das Gegentheil, antwortete ich, und setzte meinen Weg fort. In diesem Augenblicke gieng einer der Municipalisten vor mir, und der andere hinter mir; der erste blieb stehen, und hörte mich mit der Schildwache reden.

Am darauf folgenden Morgen erwarteten mich zween Commissaren an der Thüre von dem Zimmer der Königin, führten mich in das Rathszimmer, und

die dort versammelten Municipalisten nahmen mich ins Verhör. Ich erzählte meine Unterredung mit der Schildwache, so, wie sie vorgefallen war, und der Municipalist, welcher zugehört hatte, bestätigte meine Aussage; der andere aber behauptete, die Schildwache hätte mir ein Papier übergeben, welches er habe rauschen hören, und dieses sey ein Brief an den König gewesen. Ich läugnete, und forderte die Municipalisten auf, mich zu durchsuchen, und der Sache weiter nachzuforschen. Die Rathssitzung wurde zu Protocoll genommen, der Gardist mir entgegen gestellt, und er kam auf 24 Stunden in Arrest.

Auf diese Art glaubte ich die ganze Sache abgethan, als am 26^{ten} October, zur Zeit, als die Königliche Familie das Mittagsmahl nahm, ein Municipalist eintrat,

trat, welchem sechs Gendarmes mit bloßen Säbeln in der Hand, ein Gerichtschreiber und ein Gerichtsbothe, beyde letztere in ihrer Amtskleidung, folgten. Ich glaubte, man komme, den König abzuholen, und ein Todeschrecken überfiel mich. Die Königliche Familie stand vom Tische auf; der König fragte, was man von ihm wolle; allein der Municipalist. antwortete dem Könige gar nicht, sondern rief mich in ein anderes Zimmer; die Gendarmes folgten uns dahin, der Gerichtschreiber las mir einen Verhaftsbefehl vor, und man bemächtigte sich meiner, um mich vor Gericht zu führen. Ich verlangte die Erlaubniß, es dem Könige zu melden, allein man sagte mir, daß ich von diesem Augenblicke an nicht mehr mit ihm reden dürfte. “ Nehmen Sie nur “ ein Hemd mit, sagte der Municipalist,

“ es wird ja nicht lange dauern.” Ich glaubte, ihn zu verstehen, und nahm nichts, als meinen Hut mit mir. Ich mußte bey dem Könige und seiner Familie vorbeystehen, die noch standen, und über die Art meiner Wegführung, sehr bestürzt waren. Der im Hofe des Tempels versammelte Pöbel überhäufte mich mit Schmähworten, und forderte meinen Kopf. Ein Officier von der Nationalgarde aber sagte, daß es nöthig sey, mich so lange beym Leben zu erhalten, bis ich gewisse Geheimnisse, um die ich allein wisse, würde entdeckt haben; und, mit jenem Geschrey des Pöbels, wurde ich auf dem ganzen Wege begleitet.

Kaum war ich im Gerichts-Hofe angekommen, als man mich ganz allein einsperrte. Sechs Stunden lang blieb ich in diesem Zustande, und sann vergebens

nach, was wohl die Ursache meines Arrestes seyn könnte; ich erinnerte mich bloß, daß mich, am 10^{ten} August, während des Angriffs auf die Thuilleries, einige Personen, welche dort eingeschlossen waren, und zu entkommen suchten, gebethen hatten, in einem meiner Schränke, einige ihnen zugehörige Kostbarkeiten, und sogar Schriften, durch die sie hätten können verrathen werden, zu verbergen. Ich glaubte nun, daß man diese Schriften gefunden hätte, und dieselben vielleicht mein Unglück verursachen würden.

Um acht Uhr erschien ich vor meinen Richtern, die mir ganz unbekannt waren. Es war ein Revolutions-Gericht, welches man am 17^{ten} August errichtet hatte, um unter denjenigen, welche der Wuth des Volks entgangen waren, eine

Nachlese zu machen, und sie aus der Welt zu schaffen. Wie groß war mein Erstaunen, als ich auf dem Stuhle der Angeklagten eben denselben jungen Menschen erblickte, der mir vor drey Wochen einen Brief sollte gegeben haben, und als ich in meinem Ankläger denjenigen Municipal - Beamten erkannte, welcher mich schon beym Rathe im Tempel angegeben hatte. Man befragte mich, man hörte Zeugen ab. Der Municipalist erneuerte die Anklage; ich antwortete, daß er nicht würdig sey, ein Obrigkeitliches Amt zu versehen; denn, da er das Rauschen eines Papiers gehört, und zu sehen, geglaubt hätte, daß man mir einen Brief zustellte, so hätte er mich auf der Stelle durchsuchen, und nicht achtzehn Stunden warten sollen, um mich bey dem Rathe im Tempel anzugeben. Nach vollendeter Erörterung, schritten die Geschwornen zum Stimmen-

Sammeln, und wir wurden losgesprochen. Der Prefident befahl vier, bey dem Gerichte anwesenden Municipalfen, mich in den Tempel zurück zu führen; es war schon Mitternacht; ich kam in dem Augenblicke dort an, als der König eben zu Bette gieng, und ich erhielt die Erlaubniß, ihm meine Rückkunft zu melden. Die Königliche Familie hatte den lebhaftesten Antheil an meinem Schickfale genommen, und mich schon als verurtheilt angesehen.

Um diese Zeit bezog die Königin die Wohnung, welche man ihr im groffen Thurme zubereitet hatte; aber selbst dieser so sehnlich gewünschte Tag, und, der beyden Majestäten einigen Trost zu versprechen schien, wurde von den Municipal-Beamten durch einen neuen Zug von Feindseligkeiten gegen die Königin, ausgezeichnet. Sie hatten gese-

hen, daß sie seit ihrem Eintritte in den Tempel, sich ganz der mütterlichen Sorgfalt für ihren Sohn, gewidmet hatte, und daß sie in seiner Erkenntlichkeit und in seinen Liebkosungen, einige Linderung ihrer Leiden fand. Nun trennten sie ihn von ihr, ohne sie darauf vorzubereiten. Ihr Schmerz war gränzenlos. Der Dauphin wurde jetzt dem Könige übergeben, und so wurde ich zu seinem Dienste bestimmt. Wie zärtlich bat mich die Königin, für das Leben ihres Sohnes zu wachen!

Da die Ereigniffe, von denen ich in der Folge zu reden habe, in einem, von dem schon bekannten, verschiedenen Locale, vorgefallen sind, so glaube ich, die neue Wohnung Ihrer Majestäten beschreiben zu müssen.

Der grofse Thurm ist ungefähr hun-

dert und funfzig Fuß hoch, und besteht aus vier Stockwerken, welche gewölbt, und in der Mitte durch einen dicken Pfeiler unterstützt sind, der von unten bis oben, durch alle Stockwerke geht. Der innere Raum enthält ungefähr dreyßig Schuh ins Gevierte. Das zweyte und dritte Stockwerk waren für die Königliche Familie bestimmt, und da sie, wie alle übrigen, nur aus einem großen Saale bestanden, so theilte man durch Bret-Wände, jedes in vier Zimmer ab. Die Wohnung auf ebenem Boden war zum Gebrauch der Municipal-Beamten; das erste Stockwerk diente zur Wachtstube. Der König bekam das zweyte zu seiner Wohnung: das erste Stück derselben war ein Vorzimmer (I), worinn drey verschiedene Thüren, jede besonders, zu einem der drey übrigen Zimmer führten. Der Eintrittsthüre

gegen über war das Zimmer des Königs(2), in welches man auch ein Bett für den Dauphin gestellt hatte. Mein Zimmer war linker Hand(3), so wie auch das Tafelzimmer (4), welches durch eine Glaswand von dem Vorzimmer abgefondert war. Im Zimmer des Königs war ein Kamin angebracht, die übrigen Gemächer aber wurden durch einen groffen, im Vorzimmer befindlichen Stuben-Ofen erwärmt. Jedes Zimmer hatte ein Fenster, welches aber von aufsem, mit dicken eisernen Stangen versehen, und mit Bretern, die nur von oben das Licht herein lieffen, verschlagen war, wodurch der freye Durchzug der Luft sehr gehemmt wurde; die Einschnitte von den Fenstern waren neun Schuh tief.

Aus jedem Stockwerke des groffen
Thurms,

Thurms, konnte man in vier Thürmchen kommen, welche an dessen Ecken angebracht sind. In einem derselben war die Treppe (5), welche bis auf das platte Dach hinaufführte, und sieben, hie und da angebrachte kleine Gitter-Fenster hatte. Von dieser Treppe konnte man in jedes Stockwerk durch zwei Thüren kommen, wovon die eine von sehr dickem Eigenholze und mit Nägeln besetzt, und die andere ganz von Eisen war. Das zweyte Thürmchen (6) stieß an das Zimmer des Königs, und machte ein Cabinet daneben aus. Das dritte Thürmchen hatte man zu einem Abtritte eingerichtet (7); und im vierten wurde das Brennholz aufbehalten; wohin man auch den Tag über die Feldbetten stellte, auf welchen die, bey dem Könige zur Wache bestellten Municipallisten, des Nachts schliefen. Die vier

Zimmer von der Wohnung des Königs hatten falsche Decken aus Leinwand gespannt, und die Bretwände waren mit Tapeten von gemahltem Papiere überzogen. Die Wand des Vorzimmers stellte das Innere eines Gefängnisses vor, und auf eine Abtheilung derselben, hatte man *die Erklärung der Menschen-Rechte*, mit sehr großen Buchstaben geschrieben, und mit einer dreyfärbigen Einfassung verziert, aufgehangen. Ein Schubladekasten, ein kleiner Schreibtisch, vier Polsterstühle, ein Armstuhl einige Strohfessel, ein Tisch, ein Spiegel über dem Kamine, und ein Bett von grünem Damaste, machten die ganze Einrichtung aus. Dieses Geräthe, so wie das in den übrigen Zimmern befindliche, hatte man aus dem Pallaste des Tempels genommen. Das Bett des Königs war das, welches ehemals der Capitain von der

Leibwache des Grafen von *Artois* gebraucht hatte *.

Die Königin wohnte im dritten Stockwerke, welches beynahe eben so abgetheilt war, wie die Wohnung des Königs: das Schlafzimmer der Königin (9) und der Königlichen Prinzessin war über dem Schlafzimmer des Königs, und das Thürmchen (10) machte ebenfalls ein Cabinet daneben aus. Die Prinzessin *Elisabeth* hatte ihr Zimmer (11) über dem meinigen; das Eintrittszimmer diente zum Vorzimmer (12),

* Der Herzog von Angoulême, als Groß-Prior von Frankreich, war der Eigenthümer des Tempel-Pallastes. Der Graf von *Artois* hatte die Zimmer einrichten lassen, und wohnte da, wenn er nach Paris kam. Der große Thurm, welcher vom Pallaste zwey hundert Schritte entfernt ist, und mitten im Garten steht, diente zum Archiv des Malthefer-Ordens.

worinne die Municipalisten den Tag über waren, und bey Nacht auch schliefen. *Tison* und sein Weib hatten ihr Gemach über dem Tafelzimmer (13) des Königs.

Das vierte Stockwerk war nicht bewohnt: oben auf dem platten Dache war eine Mauer mit Schiefs-Scharten, und innerhalb derselben eine Gallerie, die manchmal zum Spazierplatze diente; damit aber die Königliche Familie nicht durch die Schiefs-Scharten hinaussehen, oder gesehen werden konnte, so hatte man dieselben mit Jaloufieläden verschlossen *.

* *A.* Das zweyte Stockwerk des Thürmchens wurde von der Königin, ihren Kindern und der Prinzessin *Elisabeth*, seit dem 13ten August, bis zu Ende des Octobers 1792, bewohnt.

B. Das dritte Stockwerk des Thürmchens wurde von dem Könige seit dem 13ten August bis zum 29sten September 1792 bewohnt.

Seit dieser Vereinigung der Königli-
 chen Familie im groffen Thurme war
 fast wieder ganz die vorherige Tages-
 ordnung in Rückficht auf die Mittags-
 und Abendtafel, die Lefestunden, den
 Spatziergang und die Zeit, welche beyde
 Majestäten auf die Erziehung ihrer Kin-
 der verwandten. Wann der König auf-
 gestanden war, las er das Officium der
 Ritter vom Heiligen Geist-Orden, und
 da man ihm abgeschlagen hatte, selbst an
 Feyertagen, eine Messe im Tempel lesen
 zu lassen, so befahl er mir, ihm, das in
 dem Pariser Kirchbiete eingeführte Bre-
 vier zu kaufen. Der König war gewifs
 ein gottesfürchtiger Herr; indeffen hat-
 ten ihn seine reine und aufgeklärte Reli-
 gion nie an der Erfüllung seiner übrigen
 Pflichten gehindert. Reisebeschreibun-
 gen, die Werke des *Montesquieu*, und des
 Grafen Buffon, der Schauplatz der Natur
 von Pluche, die Geschichte Englands von

Hume, in Englischer Sprache, das Buch von der Nachfolge Christi, in Lateinischer Sprache, der Taffo in Italiänischer Sprache, verschiedene Sammlungen unserer Schauspiele, waren seine gewöhnlichen Lecturen seit dem Eintritt in den Tempel; noch widmete er täglich vier Stunden den Lateinischen Schriftstellern.

Da die Prinzessin *Elisabeth* und die Königin ebenfalls einige Andachts-Bücher verlangten, so befahl mir der König, dieselben zu kaufen. O wie oft habe ich die Prinzessin *Elisabeth* neben ihrem Bette in feurigster Andacht auf den Knien liegen sehen!

Um neun Uhr holte man den König und seinen Sohn zum Frühstücke, wohin ich sie begleitete. Nach dem Frühstücke besorgte ich den Haarputz der

zwo Prinzeffinnen, und der Königin; hernach lehrte ich die Königliche Prinzeffinn, auf Befehl ihrer Mutter, das Frisiren: und während dieser Zeit, spielte der König, bald mit der Königin, bald mit der Prinzeffinn *Elisabeth*, entweder Schach oder im Damenbrete.

Nach dem Mittagessen spielten der Dauphin und seine Schwester im Vorzimmer mit dem Federballe, oder ein anderes Spiel: dabey war allezeit die Prinzeffinn *Elisabeth* zugegen, und faß an einem Tische mit einem Buch in der Hand; auch ich blieb in dem Zimmer, und las zuweilen, wo ich dann auf Befehl der Prinzeffinn *Elisabeth* mich setzen mußte. Diese Absonderung der königlichen Familie beunruhigte oft die beyden wachthabenden Municipalisten, welche den König und die Königin nicht

allein lassen, und sich selbst auch nicht von einander trennen wollten, weil einer dem andern nicht traute. Das war also der Augenblick, welchen die Prinzessin *Elisabeth* ergriff, mich um dieß und jenes zu fragen, und mir ihre Befehle zu geben. Ich hörte sie an, und antwortete, ohne von dem Buche die Augen abzuwenden, damit ich von den Municipalisten nicht überrascht würde. Der Dauphin und seine Schwester, die sich mit ihrer Tante verstanden, erleichterten diese Unterredungen durch ihre lärmenden Spiele, und kündigten oft durch Zeichen an, wenn die Municipalisten in dieses Zimmer kamen. Ich mußte besonders gegen *Tison* mistrauisch seyn, der selbst den Commissären verdächtig war, weil er sie schon einige male angegeben hatte: vergebens behandelten ihn der König und die Königin mit Güte;

Güte; allein nichts konnte seine ihm angebohrne Bosheit bezwingen.

Abends beym Schlafengehen stellten die Municipalisten ihre Betten im Vorzimmer gerade vor die Zimmerthüre des Königs; und diejenige Thüre meines Zimmers, durch welche ich in das Zimmer des Königs gehen konnte, schlossen sie auch zu, und nahmen den Schlüssel zu sich; wenn mich also Se. Majestät bey der Nacht brauchte, so mußte ich durch das Vorzimmer gehen, mich der übeln Laune der Commissaren Preis geben, und warten, bis es ihnen beliebte, aufzustehen.

Am siebenten October, um sechs Uhr Abends, rief man mich in den Rathssaal hinunter, wo ich ungefähr zwanzig Municipalisten versammelt fand; als

Präsident war *Manuel* zugegen, der, vom Gemeinde-Procurator, nun Mitglied der National-Verfammlung geworden war. Seine Gegenwart fiel mir auf, und beunruhigte mich. Man befahl mir, noch an diesem Abende, dem Könige die *Orden* abzunehmen, welche er noch trug, nemlich den Ludwigs-Orden, und das Goldene Vlies; den Heiligen Geist-Orden trug er ohnehin nicht mehr, weil derselbe schon von der ersten Verfammlung war aufgehoben worden.

Ich stellte vor, daß ich dieses nicht befolgen könnte, und daß es mir nicht zukäme, dem Könige die Beschlüsse des Raths bekannt zu machen. Ich gab diese Antwort, damit ich Zeit gewänne, den König vorzubereiten; auch merkte ich wohl an der Verlegenheit der Municipalisten, daß sie in dieser Sache bloß nach ihrem eignen Einfalle handelten,

ohne durch einen Beschluß, weder von der Convention, noch von der Gemeinde, bevollmächtigt zu seyn. Die Commissaren weigerten sich, zum Könige hinauf zu gehen; endlich bewog sie *Manuel* dazu, indem er sich anboth, sie zu begleiten. Der König faß und las; *Manuel* nahm das Wort, und die Unterredung, welche hierauf folgte, ist ebenso merkwürdig wegen der unanständigen Vertraulichkeit, die *Manuel* sich anmaßte, als wegen der Mäßigung und Gemüthsruhe des Königs.

“ Wie befinden Sie sich, sagte ihm
 “ *Manuel*, haben Sie, was Ihnen nöthig
 “ ist ? ” — “ Ich begnüge mich mit dem,
 “ was ich habe, ” antwortete Seine Majestät. — “ Sie sind ohne Zweifel von den
 “ Siegen unserer Armeen unterrichtet,
 “ von der Einnahme von Speyer und

“ Nizza, und der Eroberung von Sa-
 “ voyen ?”——“ Ich habe vor einigen
 “ Tagen durch einen dieser Herren,
 “ welcher das Abendblatt las, davon
 “ sprechen hören.”——“ Wie! Sie ha-
 “ ben also die Tagesblätter nicht, wel-
 “ che jetzt so interreffant werden ?”——
 “ Ich erhalte keine.”——“ Meine Her-
 “ ren, sagte *Manuel*, indem er sich an
 “ die Municipalisten wandte, man muß
 “ dem *Herren*, womit er auf den König
 “ zeigte, alle Tagesblätter geben, es ist
 “ gut, daß er unsern Fortgang erfahre.”
 Hierauf wandte er sich aufs neue an Se.
 Majestät : “ Die democratischen Grund-
 “ fätze breiten sich immer mehr aus;
 “ Sie wissen, daß von dem Volke die
 “ Königliche Würde abgeschafft, und die
 “ Republicanische Regierungsform an-
 “ genommen worden ist.”——“ Ich habe
 “ es gehört, und wünsche, daß die Fran-
 “ zosen das Glück finden mögen, welches

“ ich ihnen immer verschaffen wollte.”—
“ Sie wissen auch, daß die National-Ver-
“ sammlung alle *Ritter-Orden* abgeschafft
“ hat: man hätte Ihnen sagen sollen,
“ die Zeichen derselben abzulegen; da
“ Sie nun in die Classe der übrigen
“ Bürger eingetreten sind, so müssen
“ Sie auch eben so behandelt werden.
“ Uebrigens fordern Sie alles, was Sie
“ nöthig haben, man wird sich bestre-
“ ben, es Ihnen zu verschaffen.”——“ Ich
“ danke, sagte der König, ich brauche
“ nichts,” und fieng sogleich wieder an,
zu lesen. *Manuel* hatte erwartet einige
Merkmale des Grames zu entdecken,
oder den König zum Unwillen zu reit-
zen; allein er fand nichts, als eine auf-
ferordentliche Gleichmüthigkeit, und
eine unzerstörbare Heiterkeit.

Die Deputation gieng weg, und einer
der Municipalisten befahl mir, ihm in

das Rathszimmer zu folgen, wo man mir vom neuen auftrag, dem Könige die Ordenszeichen abzunehmen. *Manuel* setzte hinzu: “ Sie werden wohl daran thun, “ wenn Sie die Kreutze und Bänder der “ Convention schicken; auch muß ich “ Ihnen sagen, fuhr er fort, daß die Gefangenschaft Ludwigs XVI noch lange “ dauern dürfte, und daß, wenn Sie “ nicht gesonnen sind, hier zu bleiben, es “ gut wäre, wenn Sie es jetzt sagten. Um “ die Aufficht zu erleichtern, hat man “ auch vor die Zahl der im Thurme “ dienenden Personen, noch zu vermindern: wenn Sie nun bey dem vormaligen Könige bleiben, so werden sie “ ganz allein seyn, und Ihr Dienst wird “ also viel beschwerlicher werden: man “ wird Ihnen immer auf eine ganze “ Woche das nöthige Holz und Wasser “ bringen; aber Sie werden die Zimmer “ säubern, und alles nöthige thun müß-

“ fen.” Ich antwortete ihm, daß ich entschlossen wäre, den König niemals zu verlassen, und mich daher allem unterwürfe. Man führte mich in das Zimmer des Königs zurück, welcher mir sagte: “ Er hat diese Herren ge-
 “ hört, und wird also noch heute
 “ Abends, die *Orden* von meinen Klei-
 “ dern wegnehmen.”

Als ich Tags darauf den König an-
 kleidete, sagte ich ihm, daß ich die
 Kreutze und Bänder eingesperret hätte,
 obgleich *Manuel* mir hätte zu verstehen
 gegeben, daß es schicklich wäre, sie der
 Convention einzuliefern. “ Er hat wohl
 “ daran gethan,” versetzte der König.

Man hat das Gerücht verbreitet, daß
 im Monathe September, *Manuel* in den
 Tempel gekommen sey, um den König
 dahin zu bringen, daß er an den König

von Preußen, bey deffen Einmarsche in Champagne, schriebe. Ich kann versichern, daß während der Zeit, als ich im Tempel war, *Manuel* nur zwey mal dahin gekommen ist, nemlich, am dritten September, und am siebenten October; jedes mal war er von vielen Municipalisten begleitet; hat aber den König allein nicht gesprochen.

Am neunten October brachte man dem Könige das Tagebuch über die Verhandlungen in der Convention; einige Tage darauf aber veranlafste ein Municipalist, Namens *Michel*, seines Gewerbs ein Parfumeur, einen Beschluß, wodurch aufs neue verbothen ward, Zeitungen in den Thurm einzulassen; er forderte mich ins Rathszimmer, und fragte, auf wessen Befehl ich Zeitungen unter meiner Aufschrift kommen ließe? Man schickte
wirk-

wirklich, ohne daß ich etwas davon wußte, täglich vier Journale in den Tempel, mit der gedruckten Aufschrift: *An den Kammer-Diener Ludwids XVI im Tempelthurme.* Ich habe die Nahmen der Personen nie erfahren, welche dafür gezahlt haben, und weiß sie noch bis auf diese Stunde nicht. Dieser *Michel* wollte mich zwingen, sie ihm zu entdecken, und ich mußte an die Herausgeber jener Tagesblätter schreiben, um etwas hierüber zu erfahren; allein ihre Antworten, wenn sie eine gegeben haben, sind mir nicht mitgetheilt worden.

Dieses Verboth, keine Journale nach dem Thurme kommen zu lassen, hatte aber doch seine Ausnahmen, wenn diese Blätter nämlich eine Gelegenheit zu neuen Kränkungen, an die Hand gaben: enthielten sie beleidigende Ausdrücke

gegen den König oder die Königin, oder gräßliche Drohungen, oder schändliche Verläumdungen, so hatten gewisse Municipalisten die geffiffentliche Bosheit, sie auf den Kamin oder auf den Kasten im Zimmer des Königs zu legen, damit sie ihm in die Hände fallen mußten.

So las dieser Fürst einst in einem dieser Blätter das Begehren eines Kanoniers, welcher den Kopf des Tyrannen Ludwigs XVI forderte, um ihn in seine Kanone zu laden, und gegen den Feind abzufchieffen. Ein anderes dieser Blätter, welches von der Prinzessinn *Elisabeth* sprach, und die Bewunderung vernichten wollte, welche ihre Ergebenheit für den König und die Königin, dem Publicum eingeflößt hatte, suchte die Tugenden derselben auf das abgeschmackteste zu verleumden. Ein drittes

sagte, daß man die zween jungen im Thurme befindlichen Wölfe, (auf den Dauphin und seine Schwester anspielend) erwürgen müßte.

Den König betrübten dergleichen Ausfälle bloß in Beziehung auf das Volk. „Die Franzosen sind sehr unglücklich,“ sagte er manchmal, daß sie sich so „gröblich müssen betrügen lassen.“ Meines Theils war ich zwar sehr besorgt, dem Könige die Tages-Blätter aus den Augen zu rücken, wenn ich sie zuerst sah; oft legte man sie aber erst hin, wenn mich mein Dienst außer dem Zimmer des Königs beschäftigte. Unter den Artickeln, die man zur Beschimpfung der Königlichen Familie einrückte, entweder um das Volk zum Königsmorde zu reitzen, oder um es vorzubereiten, daß es denselben nicht hindere,

sind also nur wenige, die der König nicht gelesen hätte; und welche eine grausame Pein dieses für ihn war, können nur diejenigen beurtheilen, welche die unverfälschten Schriften gelesen haben, die damals verbreitet wurden.

Der Einfluss dieser gräulichen Lästerschriften zeigte sich jetzt auch in den Betragen der meisten Municipal-Beamten, welche sich bisher weder so hart, noch so misstrauisch bezeugt hatten.

Eines Tages hatte ich nach dem Essen im Rathszimmer ein Ausgaben-Verzeichniß geschrieben, und in ein Schreibpult verschlossen, wozu man mir den Schlüssel gegeben hatte. Kaum war ich aus dem Zimmer gegangen, so sagte der Municipalist *Marinot*, obgleich er nicht im Dienste war, zu seinen Collegen, man müsse das Pult öffnen, untersuchen, was

darinn sey, und sehen, ob ich keine Correspondenz mit den Feinden des Volks führe. Ich kenne ihn gut, setzte er hinzu, und weiß, daß er Briefe für den König erhält. Dann gab er seinen Collegen alzu große Nachsicht Schuld, überhäufte sie mit Schimpfreden, drohte, sie alle als Mitschuldige beym Gemeinde-Rath anzugeben, und gieng wirklich weg, um dieses zu thun. Man nahm sogleich ein Protocoll von allen im Pulte befindlichen Schriften auf, und schickte es dem Gemeinde-Rath, wo *Marinot* seine Anklage schon gemacht hatte.

Eben dieser Municipalist behauptete ein anderes mal, daß ein Damenbret, welches man mir brachte, und auf dem ich mit Bewilligung seiner Collegen, die Felder hatte ausbessern lassen, eine geheime Correspondenz in sich halte; er zerlegte also das ganze Bret, und da er

nichts fand, liefs er in seiner Gegenwart die Felder wieder darauf leimen.

An einem Donnerstage, als meine Frau und ihre Freundin wie gewöhnlich, in den Tempel gekommen waren, sprach ich mit ihnen im Rathszimmer; die Königliche Familie, welche eben auf dem Spatziergange war, bemerkte uns, und die Königin, wie auch die Prinzessin *Elisabeth*, nickten mit dem Kopfe gegen uns: *Marinot* bemerkte dieses, und das war ihm genug, um meine Frau und ihre Freundin beym Hinausgehen aus dem Rathszimmer sogleich anhalten zu lassen. Man verhörte jede ins besondere: man fragte meine Frau, wer die mit ihr gekommene Person sey, und sie antwortete, es ist meine Schwester: man fragte hierüber auch die andere, und diese sagte, sie sey ihre Muhme. Dieser Widerspruch veranlafste die Aufneh-

mung eines umständlichen Protocolls, und einen schweren Verdacht. *Marinot* behauptete, die Freundin meiner Frau sey ein verkleideter Edel-Knabe der Königin; endlich nach einem dreystündigen, sehr beschwerlichen und höchstschimpflichen Verhör, wurden sie frey gelassen.

Man erlaubte ihnen zwar, wieder nach dem Tempel zu kommen, aber wir verdoppelten unsere Behutsamkeit und Vorsicht. Es gelang mir manchmal bey diesen kurzen Unterredungen, einige Noten mit einem Bleystifte geschrieben, der den Nachsuchungen der Municipallisten entwischt war, und den ich sorgfältig verbarg, ihnen zu übergeben. Diese Noten betrafen gewisse Nachrichten, welche ihre Majestäten zu haben wünschten: glücklicher Weise hatte ich

Ihnen an jenem Tage keine gegeben, denn wenn man einen Zettel bey ihnen gefunden hätte, so wären wir alle in die größte Gefahr gekommen.

Andere Municipalisten kamen auf die abentheuerlichsten Einfälle. Einer befahl, die Makronen aufzubrechen, um zu sehen, ob kein Briefchen darinn verborgen sey; ein anderer ließ in eben dieser Absicht Pfirschen entzwey schneiden, und sogar deren Kern zerfpalten; ein dritter zwang mich eines Tags, etwas von der Seifen-Essenz zu trinken, welche zum Barbieren für den König gehörte, indem er sich anstellte, als ob er beforgte, daß es Gift wäre. Nach dem Essen gab mir die Prinzessin *Elisabeth* allemal ein kleines Messer mit einer goldnen *Klinge* zu putzen: dieses rissen mir die Commissären oft aus den Händen, um zu untersuchen

terfuchen, ob ich kein Papier in die Scheide hinein gesteckt hätte.

Die Prinzeffinn *Elizabeth* hatte mir befohlen, der Herzoginn von *Sérent* ein gewisses Andachts-Buch zurück zu schicken. Die Municipalisten schnitten den weissen Rand von allen Blättern weg, weil sie befürchteten, es könnte mit unsichtbarer Dinte etwas darauf geschrieben seyn.

Einer derselben verboth mir eines Tags, zur Königin zu gehen, um ihre Haare zurecht zu machen; Ihre Majestät mußte demnach in das Zimmer des Königs kommen, und das dazu Gehörige selbst dahin tragen.

Ein anderer wollte der Königin nachgehen, als sie, ihrer Gewohnheit nach,

gegen Mittag in das Zimmer der Prinzessin *Elisabeth* gieng, um dort ihr Morgenkleid abzulegen. Ich stellte ihm die Unanständigkeit seines Vorhabens vor; er bestand aber darauf; die Königin mußte daher wieder aus dem Zimmer gehen, und konnte sich gar nicht umkleiden.

Wenn ich das Leinenzeug aus der Wäsche zurück bekam, so machten mich die Municipalisten alles auseinander legen, und hielten jedes Stück gegen das Licht, um es aufs genaueste zu untersuchen. Das Wäschbuch und jedes Stück Papier, worinn etwas gewickelt war, wurde ans Feuer gehalten, um zu sehen, ob keine geheime Schrift darauf sey. Die Wäsche, welche der König und die Königliche Familie ablegte, wurde ebenfalls untersucht.

Einige Municipalisten zeigten jedoch nicht so viele Hartherzigkeit, wie ihre Collegien; aber eben dadurch wurden sie dem Wohlfahrts-Ausschusse verdächtig, und starben als Schlachtopfer ihrer Menschlichkeit: diejenigen von ihnen, welche noch leben, haben lange in den Gefängnissen geschmachtet.

Ein junger Mensch, Namens *Toulan*, den ich nach seinen Aeufferungen für einen der heftigsten Feinde der Könighchen Familie hielt, näherte sich mir eines Tags, druckte mir die Hand, und sagte mit einer geheimnißvollen Miene: “ Ich kann heute, meiner Kameraden wegen, nicht mit der Königin sprechen; sagen Sie ihr, daß ich den von Ihr erhaltenen Auftrag, besorgt habe, daß ich nach einigen Tagen wieder im Dienste seyn, und ihr dann die Antwort bringen werde.” Erstaunt,

diesen Menschen so sprechen zu hören, und fürchtend, er möchte mir eine Falle stellen, antwortete ich ihm: " Sie " irren sich, Mein Herr, wenn Sie sich " mit solchen Aufträgen an mich wenden."——" Nein, ich irre mich nicht," versetzte er, und indem er mir die Hand noch stärker drückte, entfernte er sich. Ich meldete der Königin diese Unterredung, und sie sagte mir, daß ich mich dem *Toulan* anvertrauen könnte. Dieser junge Mensch wurde in der Folge mit neun andern Municipal-Beamten in den Proceß der Königin verwickelt, weil man ihnen Schuld gab, daß sie die Entweichung Ihrer Majestät aus dem Tempel, hätten begünstigen wollen. *Toulan* ward hingerichtet.

Seit den drey Monaten, daß Ihre Majestäten im Tempelthurme eingesperrt waren, hatten sie noch niemanden an-

ders gesehen, als Municipal-Beamten. Am ersten November, kündigte man ihnen eine Deputation der National-Convention an: sie bestand aus *Drouet*, dem Postmeister von Varennes, *Chabot* dem Ex-Capuziner, *Dubois-Crancé*, *Duprat*, und noch zween anderen, deren Nahmen ich nicht mehr weis. Die Königliche Familie, und besonders die Königin, schauerte vor Abscheu bey Erblickung des *Drouet*; er setzte sich auf eine unverschämte Art neben ihr nieder, und nach seinem Beyspiele, nahm auch *Chabot* einen Stuhl. Die Deputation fragte den König, wie er behandelt würde, und ob man ihm die nöthigen Sachen gäbe?

“ Ich beklage mich über nichts, antwor-

“ tete Se. Majestät; ich verlange blos,

“ daß die Commission meinem Kam-

“ mer-Diener zwey tausend Livres zu-

“ stellen, oder diese Summe beym Rathe

“ niederlegen lasse, um damit die lau-

“ fenden kleinen Ausgaben zu bestrei-
 “ ten, und dafs man uns Wäfche und
 “ andere Kleidungsstücke, die wir höchst
 “ nöthig haben, zukommen laffe.” Die
 Deputirten versprachen es, aber es wur-
 de nichts geschickt.

Einige Tage darauf bekam der Kö-
 nig einen ziemlich starken Fluß am
 Haupte; ich forderte dringend, dafs man
 Herrn *Dubois*, Zahnarzt Sr. Majestät, sollte
 rufen lassen. Man berathschlagte drey
 Tage lang hierüber, und endlich schlug
 man es doch ab. Nun bekam der König
 ein Fieber, und da erlaubte man ihm
 dann, den H. *Le Monnier*, seinen ersten
 Arzt, zu sehen. Es ist unmöglich, den
 Schmerz zu beschreiben, den dieser ehr-
 würdige Greis beym Anblicke seines
 Herrn, äufferte.

Die Königin und ihre Kinder ver-

ließen den König fast den ganzen Tag nicht; sie bedienten ihn wechselsweise mit mir, und halfen oft, sein Bett machen. Die Nächte brachte ich allein bey dem Könige zu. Herr *Le Monnier* kam zwey mal des Tags, allezeit von vielen Municipalisten begleitet; man durchfuchte seine Kleider, und er mußte alles mit lauter Stimme reden. Eines Tags, da der König eine abführende Arzney nahm, verlangte *Le Monnier* einige Stunden da zu bleiben; da er immer vor Sr. Majestät stand, indeffen mehrere Municipalisten mit dem Hute auf dem Kopfe, saßen, so wünschte der König, daß er einen Stuhl nehmen sollte, welches er aber aus Ehrerbietung verbat, worüber die Commissaren laut murrten. Die Krankheit des Königs dauerte zehen Tage. Wenige Tage nachher bekam der Dauphin, der im Zimmer des Königs schlief, und welchen die Municipa-

listen durchaus nicht in das Zimmer der Königin hatten wollen bringen lassen, ebenfalls das Fieber. Die Königin war um so mehr darüber beunruhiget, als sie mit den dringendsten Anfuchungen nicht erhalten konnte, daß sie die Nacht bey ihrem Sohne zubringen durfte. Sie pflegte ihn während der Zeit, als ihr gestattet war, bey ihm zu bleiben, mit der zärtlichsten Sorgfalt. Eben diese Krankheit befiel auch die Königin, die Königliche Prinzessin, und die Prinzessin *Elisabeth*. H. *Le Monnier* erhielt die Erlaubniß, seine Besuche fortzusetzen.

Endlich wurde auch ich krank: Das Zimmer, welches ich bewohnte, war feucht und ohne Kamin; das von außen mit Bretern verschlagene Fenster hemmte den Durchzug der Luft. Es
befiel

befiel mich ein rheumatisches Fieber mit einem starken Schmerzen an der Seite, welcher mich zwang, im Bette zu bleiben. Den ersten Tag stand ich jedoch auf, um den König anzukleiden; allein sobald er meinen Zustand sah, liefs er sich nicht weiter bedienen, befahl mir, mich im Bette zu halten, und besorgte das Ankleiden seines Sohnes selbst.

Während dieses ersten Tags kam der Dauphin fast gar nicht von meiner Seite: das erhabene Kind brachte mir selbst zu trinken. Abends benutzte der König einen Augenblick, wo er minder streng bewacht ward, um in mein Zimmer zu kommen, reichte mir ein Glas warmes Getränk, und sagte mir mit einem Ausdrucke von Güte; der mich bis zu Thränen rührte: "Ich wollte
" Ihn gern selbst pflegen, aber Er

„ weis, wie sehr wir beobachtet werden ;
 „ fasse Er indeffen Muth, morgen wird
 „ mein Arzt kommen,“ Zur Stunde des
 Nachteffens besuchte mich die ganze
 Königliche Familie, und die Prinzessin
Elisabeth gab mir, ohne von den Mu-
 nicipalisten bemerkt zu werden, eine
 kleine Flasche mit Brustlatwerge ange-
 füllt: sie hatte selbst einen starken
 Katharr, entbehrte aber doch jenes Heil-
 mittel, um es mir zu überlassen; ich
 wollte es nicht annehmen, aber sie be-
 stand darauf. Nach dem Nachteffen
 brachte die Königin selbst den Dau-
 phin zu Bette, und die Prinzessin *Eli-
 sabeth* rollte dem Könige die Haare auf.

Am folgenden Morgen verordnete mir
 H. *Le Monnier* einen Aderlass, allein um
 einen Wundarzt zu haben, wurde die
 Erlaubniss des Gemeinde-Raths erfor-
 dert. Man sprach davon, dafs man

mich nach dem Tempel-Pallaste bringen wollte; weil ich aber befürchtete, daß ich nicht mehr in den Thurm zurück kommen würde, wenn ich einmal außer demselben wäre, so wollte ich das Aderlassen nicht mehr, und ich stellte mich sogar an, als ob es mir etwas besser wäre. Abends kamen neue Municipalisten, und es war keine Rede mehr, mich nach dem Pallaste zu bringen.

Turgi verlangte, die Nacht bey mir zu bringen zu dürfen; es wurde ihm und seinen beyden Kameraden, welche mir wechselsweise diesen Dienst leisteten, bewilligt. Sechstagelang blieb ich im Bette, und jeden Tag besuchte mich die Königliche Familie; die Prinzessinn *Elisabeth* brachte mir oft Arzneyen, welche sie, als für sich selbst, begehrt hatte. Eine so ausgezeichnete Güte stellte bald einen

Theil meiner Kräfte wieder her, und statt des Gefühls des Schmerzens bemächtigte sich meiner blos das Gefühl der Dankbarkeit und der Bewunderung. Wer hätte auch nicht gerührt werden müssen, wenn er gesehen hätte, wie diese Erhabene Familie einiger massen ihr eignes Unglück vergafs, um sich mit der Sorgfalt für einen ihrer Diener, zu beschäftigen !

Ich mufs hier einen Zug vom Dauphin anführen, der beweiset, wie gut sein Herz war, und welchen Eindruck die Beyspiele von Tugenden, die er stets vor Augen hatte, auf ihm machten.

Eines Abends, als ich ihn zu Bette gebracht hatte, entfernte ich mich, um der Königin und den Prinzessinnen Platz zu machen, welche kamen, ihn zu umarmen, und ihm gute Nacht zu sagen :

die Prinzessinn *Elisabeth*, welche wegen der Wachsamkeit der Municipalisten nichts mit mir hatte reden können, benutzte diesen Augenblick, um ihm eine kleine Schachtel mit Hypecacuana-Zeltlein zuzustecken, mit dem Auftrage, mir sie zu geben, wenn ich wieder kommen würde. Die Prinzessinnen giengen hierauf in ihre Zimmer, der König in sein Bett, und ich zu meinem Nachtesen. Erst gegen eilf Uhr kam ich wieder in das Zimmer des Königs, um das Bett Seiner Majestät zu machen; als ich so allein da war, rief mich der Dauphin mit leiser Stimme; ich wunderte mich, ihn noch wach zu finden, und weil ich fürchtete, er möchte etwa nicht wohl seyn, so fragte ich ihn, was er wolle.

“ Meine Tante hat mir eine kleine
 “ Schachtel für Sie, gegeben, sagte er,
 “ und ich wollte nicht eher einschlafen,
 “ als bis ich sie Ihnen überreicht hätte;

“ aber es war Zeit, daß Sie kamen,
 “ denn meine Augen find mir schon
 “ einige male zugefallen.” Die meini-
 gen füllten sich mit Thränen, er be-
 merkte es, umarmte mich und zwe Mi-
 nuten darauf lag er schon im tiefsten
 Schlafe.

Mit diesem gefühlvollen Herzen ver-
 band der Dauphin noch sehr viele Ar-
 tigkeit und die ganze Liebenswürdige-
 keit seines Alters. Durch seine naïven
 Einfälle, seine muntere Laune und
 kleinen Schelmereyen machte er oft
 seine Erlauchten Aeltern ihre schmerz-
 hafte Lage vergessen ; diese empfand er
 indeffen selbst, und so jung er auch war,
 sah er doch ein, daß er in einem Ge-
 fängnisse, und von Feinden bewacht
 sey. In seinem Betragen und in seinen
 Reden herrschte jene Zurückhaltung,
 welche bey gefährlichen Umständen der

Instinct vielleicht jedem Alter einflößt. Niemals habe ich ihn weder von den Thuilleries, noch von Versailles, noch von irgend einem andern Gegenstande reden hören, welcher bey der Königin, oder bey dem Könige eine traurige Erinnerung hätte erwecken können. Wenn er einen Municipalisten kommen sah, der besser war als seine Collegen, so lief er der Königin entgegen, kündigte denselben an, und rief mit dem Ausdrücke der lebhaftesten Freude: "Mama! heute ist's der."

Eines Tags sah er einen Municipalisten starr an, und behauptete, daß er ihn kenne. Der Municipalist fragte, wo er ihn denn gesehen hätte. Der Prinz wollte durchaus nicht darauf antworten; neigte sich aber hin zur Königin, und sagte ihr leise: "Auf unserer Reise nach Varennes habe ich ihn gesehen."

Folgender Zug giebt einen neuen Beweis seines empfindsamen Herzens. Ein Steinmetz war beschäftigt, in die Thürschwelle des Vorzimmers Löcher einzuhauen, um große Riegel dort anzubringen; während der Zeit, als der Steinhauer sein Frühstück nahm, tändelte der junge Prinz mit dessen Arbeitszeuge; der König nannte ihm alle Stücke davon, nahm den Hammer und den Meißel aus den Händen seines Sohnes, und zeigte ihm wie man damit arbeite, welches er einige Augenblicke lang wirklich that. Der Steinmetz ganz gerührt, den König so arbeiten zu sehen, sagte zu demselben: "Wenn Sie wieder aus diesem Thurme heraus kommen, so können Sie wohl sagen, daß Sie selbst an Ihrem Gefängnisse gearbeitet haben." — "Ach! antwortete der König, wann und wie werde ich heraus

“ heraus kommen.” Der Dauphin fieng hierüber an, zu weinen ; der König liefs Meißel und Hammer fallen, und eilte in sein Zimmer, wo er lange mit starken Schritten auf und ab gieng.

Am zweyten December wurde die Municipalität vom 10^{ten} August, von einer neuen sogenannten provisorischen Municipalität, abgelöst, und viele der vorigen Municipalisten wurden bey dieser wieder erwählt. Ich glaubte anfangs, daß die neue Municipalität besser bestellt seyn würde, als die alte, und hoffte auf einige günstige Veränderungen der Anstalten im Gefängnisse ; ich ward aber sehr in meiner Erwartung betrogen, und viele der neuen Commissaren gaben mir Anlaß, die Entfernung ihrer Vorgänger zu bedauern : diese waren zwar ungeschliffener, aber ihre natürliche Plau-

derhaftigkeit machte es mir leicht, alles von ihnen zu erfahren, was sie selbst wußten; die neuen Municipalisten mußte ich aber erst beobachten, um ihre Gemüthsart, und ihr Betragen kennen zu lernen. Die erftern waren unverschämter: die zweyten aber verriethen mehr ausgefönnene Bosheit.

Bis auf diesen Zeitpunkt war nur immer ein einziger Municipalist bey dem Könige, und ein anderer bey der Königin gewesen; die neue Municipalität befahl, daß allenthalben zweyen seyn sollten, und so wurde es mir viel schwerer, mit dem Könige, oder mit der Königin und den Princeßinnen zu sprechen. Ueberdies wurden die Rathsfitzungen, welche bisher in einem Saale des Tempelpallastes waren gehalten worden, nun in ein Zimmer des Thurms selbst, auf ebnem Boden verlegt. Die neuen Muni-

cipalisten wollten die vorigen im Dienst-eifer übertreffen; dieser aber war nur ein Wetteifer von Tyranny.

Am siebenten December kam ein Municipalist an der Spitze einer Gemeinde-Deputation, und las dem Könige einen Beschlufs vor, wodurch befohlen wurde,
 “ den Eingesperrten alle Meffer, Bar-
 “ biermesser, Scheren, Federmesser, und
 “ überhaupt alle schneidende Werk-
 “ zeuge, welche man den als Criminal-
 “ Verbrecher angesehenen Arrestanten
 “ entziehet, wegzunehmen, und darüber
 “ die genaueste Nachsuchung, sowohl
 “ an den Personen selbst, als in ihren
 “ Zimmern, anzustellen.” Der Municipalist las den Befehl mit gebrochener Stimme, und man bemerkte sichtbar, daß er sich selbst dabey Gewalt anthat; auch hat er nachher durch sein Betragen bewiesen, daß er sich blos in der Absicht

nach dem Tempel habe schicken lassen, um Mittel zu finden, der Königlichen Familie nützlich zu seyn.

Der König zog aus seinen Taschen ein Messer, und ein kleines mit rothem Saffian überzogenes Besteck, und aus diesem nahm er die Schere und das Federmesser heraus. Die Municipalisten durchsuchten das ganze Zimmer sehr genau, nahmen die Barbiermesser, das Eisen womit man die Haare aufrollt, das Messer vom Nachttische, die kleinen Werkzeuge zum Zähneputzen, und noch andere dergleichen von Gold und Silber, weg. Eine ähnliche Untersuchung geschah auch in meinem Zimmer, und ich selbst mußte alle meine Taschen ausleeren.

Hierauf giengen die Municipalisten in das Zimmer der Königin, lasen ihr und

den zwoen Prinzessinnen denselben Beschluß vor, und nahmen ihnen sogar die kleinen, zu den weiblichen Arbeiten nöthigen Werkzeuge, weg.

Eine Stunde hernach rief man mich in das Rathszimmer, und befragte mich, ob ich nicht wisse, was für Sachen in dem kleinen Bestecke, welches der König in die Tasche gesteckt hätte, zurück geblieben wären. Ich befehle Euch, sagte ein Municipalist, Nahmens *Sermaize*, heute Abends dem Könige das Besteck wegzunehmen. Mir steht es nicht zu, antwortete ich hierauf, weder die Beschlüsse des Gemeinde-Raths zu vollziehen, noch die Taschen des Königs zu durchsuchen. *Cléry* hat Recht, sagte ein andrer Municipalist, Eure Sache war es, indem er sich an *Sermaize* wandte, diese Untersuchung vorzunehmen.

Man verfasste ein Protocoll über alle, der Königlichen Familie weggenommenen Sachen, und vertheilte sie in Pakete, die versiegelt wurden. Darauf befahl man mir, einen Beschluss zu unterzeichnen, wodurch mir aufgetragen ward, es dem Rathe zu melden, wenn ich bey dem Könige, der Königin und den Prinzessinnen, oder in ihren Zimmern irgend ein schneidendes Werkzeug fände: alles dieses wurde dem Gemeinderath überschickt.

Wenn man die Protocolle des Tempel-Raths nachschlagen wollte, so würde man finden, daß ich oft bin genöthiget worden, Beschlüsse und Forderungen zu unterschreiben, deren Art und Inhalt ich auf keine Weise billigte. Ich habe niemals etwas unterzeichnet, gesagt oder gethan, als auf ausdrücklichen Befehl des Königs, oder der Königin; aber eine Weige-

rung von meiner Seite würde mich von Ihren Majestäten entfernt haben, denen ich doch mein Daseyn geweiht hatte. Uebrigens hatte bey gewissen Beschlüssen meine Unterschrift keinen andern Zweck, als zu bestätigen, daß sie mir waren vorgelesen worden.

Eben derselbe *Sermaize*, von dem ich oben gesprochen habe, führte mich dann in das Zimmer Sr. Majestät. Der König saß beym Kamine, mit der Feuerzange in der Hand; *Sermaize* verlangte im Nahmen des Raths, zu sehen, was in dem Bestecke geblieben sey; der König zog es aus der Tasche und öffnete es: es waren darinn ein Schraubenzieher, ein Krätzer und ein kleiner Feuerstahl. *Sermaize* ließ sich alles dieses ausliefern. “Ist
 “ diese Feuerzange, die ich in der Hand
 “ halte, nicht etwann auch ein schneidendes Werkzeug?” sagte der König,

und wandte ihm den Rücken. Nachdem dieser Municipalist fort war, hatte ich Gelegenheit, dem Könige alles zu sagen, was wegen dieser zwoten Untersuchung beym Rathe, vorgefallen war.

Als man zur Mittagstafel gehen wollte, erhob sich unter den Commissaren ein Streit: die einen wollten, daß die Königliche Familie keine Gabeln und Messer mehr haben sollte; die andern wollten ihr die Gabeln lassen; endlich wurde entschieden, daß es zwar bey der alten Gewohnheit bleiben, man aber nach jeder Mahlzeit die Messer und Gabeln wegnehmen sollte.

Die Beraubung der kleinen Werkzeuge war der Königin und den Prinzessinnen um so empfindlicher, als sie deswegen verschiedene Arbeiten aufgeben

ben mußten, welche ihnen bisher einige Zerstreung in den so langen Tagen der Gefangenschaft gewährt hatten. Eines Tags befferte die Prinzessin *Elisabeth* die Kleider des Königs aus, und weil sie keine Schere hatte, so riss sie den Faden mit ihren Zähnen entzwey. “Welch
 “ein Abstand! sagte ihr der König, der
 “sie wehmüthig anfah; in Ihrem ar-
 “tigen Hause zu Montreuil mangelte es
 “Ihnen an nichts. Ach mein Bruder!
 “antwortete sie, kann ich mich nach
 “etwas sehnen, wenn ich Ihr Unglück
 “mit ertrage?”

Indeffen kamen mit jedem Tage neue Beschlüsse zum Vorschein, wovon ein jeder eine neue Tyranney war. Die rauhe und harte Begegnung der Municipalisten gegen mich, wurde auffallender, als jemals. Man verboth den

übrigen drey Dienstleuten wiederholt, mit mir zu reden; und alle Umstände ließen mich neue Unfälle befürchten. Die Königin und die Prinzessin *Elisabeth*, welche ähnliche Ahndungen hatten, fragten mich unaufhörlich um Nachrichten, und ich konnte ihnen keine bringen; ich erwartete meine Frau erst in drey Tagen; meine Ungeduld war aufs höchste gestiegen. Endlich, am Donnerstage kam meine Frau. Man rief mich in das Rathszimmer hinunter; sie sprach mit Fleiß ganz laut, um bey unsern neuen Wächtern keinen Verdacht zu erregen; und indem sie mir von unsern häuslichen Umständen erzählte, wisperte ihre Freundin: “Nächsten Dienstag wird der König in die Convention geführt; der Proceß fängt an; Se. Majestät darf Rathgeber nehmen; alles dieses ist gewiß.”

Ich wufste nicht, wie ich dem Könige diese schreckliche Nachricht geradezu ankündigen sollte: ich hätte es vorher gern der Königin, oder der Prinzessin *Elisabeth* gemeldet; allein die Unruhe quälte mich, die Zeit war dringend, und der König hatte mir befohlen, ihm nichts verborgen zu halten. Abends, beym Auskleiden sagte ich ihm also alles, was ich gehört hatte, und gab ihm sogar zu verstehn, daß man damit umgehe, ihn während des Proceßes von seiner Familie zu trennen; ich setzte noch hinzu, daß er nicht mehr, als vier Tage noch übrig hätte, um mit der Königin ein Mittel zu einer wechselseitigen Correspondenz zu verabreden; versicherte ihn aber zugleich, daß ich entschlossen wäre, alles zu wagen, um dazu die Mittel zu erleichtern. Die Ankunft des Municipalisten verhinderte mich,

mehr zu sagen, und den König, mir zu antworten.

Den Tag darauf, beym Aufstehn des Königs, konnte ich keinen Augenblick finden, mit ihm zu reden; er gieng mit dem Dauphin hinauf zum Frühstücke, und ich begleitete ihn. Nach dem Frühstücke sprach er ziemlich lange mit der Königin, die mich durch einen wehmuthsvollen Blick errathen liefs, daß die Rede von dem sey, was ich dem Könige gesagt hatte. Den Tag über fand ich eine Gelegenheit, mit der Prinzessin *Elisabeth* zu sprechen; ich stellte ihr vor, wie schmerzhaft es mir gewesen wäre, die Leiden des Königs noch dadurch vermehren zu müssen, daß ich ihm den Tag ankündigte, an welchem sein Proceß anfangen würde. Sie tröstete mich, indem sie mich versicherte, daß der König diesen Beweis meiner

Ergebenheit sehr gut aufgenommen habe: was ihn am meisten betrübt, setzte sie hinzu, ist, daß er fürchtet, von uns getrennt zu werden; trachte Er, noch weitere Nachrichten einzuziehen.

Am Abende bezeigte mir der König, wie angenehm es ihm wäre, zum voraus unterrichtet zu seyn, daß er vor der Convention erscheinen sollte. “Fahr Er fort, sagte er mir, und suche Er, von dem was man mit mir vor hat, etwas zu entdecken, fürchte Er nicht, mich jemals zu betrüben. Ich habe es mit meiner Familie verabredet, immer mich anzustellen, als ob ich nichts wüßte, um Ihn in keine Verlegenheit zu setzen.”

Je mehr sich der Zeitpunkt des Processes näherte, desto mehr Mißtrauen

äufferte man gegen mich. Die Municipa-
 listen antworteten auf keine meiner
 Fragen mehr. Ich hatte schon verge-
 bens mancherley Vorwand gebraucht,
 um in das Rathszimmer zu kommen,
 und dort verschiedene Umstände, die
 ich hernach dem Könige mitgetheilt
 hätte, zu erfahren; als eine Commis-
 sion nach dem Tempel kam, welche
 den Auftrag hatte, die Ausgaben für die
 Königliche Familie zu berichtigen. Nun
 mußte man mich in das Rathszimmer
 kommen lassen, um die nöthigen Er-
 läuterungen darüber zu geben. Bey
 dieser Gelegenheit erfuhr ich durch
 einen gut gefinnten Municipalisten, daß
 die Trennung des Königs von seiner Fa-
 milie zwar von der Gemeinde schon
 beschloffen, aber von der National-Ver-
 sammlung noch nicht bestätigt wor-
 den wäre. An eben dem Tage brachte
 mir *Turgi* eine Journal, worinn ich das

Decret fand, daß der König vor die Schranken der Convention geführt werden sollte; auch gab er mir eine Abhandlung über den Proceß des Königs, vom Herrn *Necker* herausgegeben. Um diese Schriften der Königlichen Familie mitzutheilen, war mir kein anderes Mittel übrig, als dieselben unter einem Geräthe des zum Abtritte bestimmten Cabinets zu verbergen, nachdem ich den König, die Königin und die Prinzessinnen davon unterrichtet hatte.

Am eilften December 1792, hörte man schon von fünf Uhr Morgens an, in ganz Paris den General-Marsch schlagen, und bald kamen Cavallerie und Kanonen in den Garten des Tempels. Dieser Lärmen würde die Königliche Familie in die äußerste Angst versetzt haben, wenn sie nicht schon zum voraus die Ursache davon gewußt hätte; indeß stellte sie

sich an, als ob sie ihr unbekannt wäre, und bath sich von den anwesenden Commissären einige Erklärungen aus; diese aber weigerten sich, etwas zu antworten. Um neun Uhr gieng der König mit dem Dauphin hinauf in das Zimmer der Königin, zum Frühstück: beyde Majestäten blieben eine Stunde zusammen, aber stets unter den Augen der Municipalisten. Diese für die Königliche Familie unerträgliche und unaufhörliche Pein, sich in dem Augenblicke, wo sie so vieles zu fürchten hatte, keiner Vertraulichkeit, keiner Herzensergießung überlassen zu können, war eine der grausamsten Schalkheiten ihrer Tyrannen, für diese aber eine wahre Lust und reizender Genuß. Endlich mußte man sich trennen. Der König verließ die Königin, die Prinzessin *Elisabeth* und seine Tochter: ihre Blicke drückten das

aus,

aus, was sie sich mit Worten nicht sagen konnten. Der Dauphin gieng wie gewöhnlich, mit dem Könige weg.

Der Prinz, welcher Se. Majestät oft bewog, eine Partie Siam mit ihm zu spielen, bath ihn besonders an diesem Tage so dringend darum, daß es ihm der König, ungeachtet seiner Lage, nicht abschlagen konnte. Der Dauphin verlor alle Partien, und zweymal konnte er es nicht über die Zahl Sechzehn bringen. “ So oft ich auf die Sechzehn komme, sagte er mit einigen Unwillen, kann ich die Partie nicht gewinnen.” Der König antwortete nichts hierauf; ich glaubte aber zu bemerken, daß die Zusammenstoßung dieser Worte einen gewissen Eindruck auf ihn machte.

Um elf Uhr, da der König dem Dau-

phin eben Unterricht im Lesen gab, traten zween Municipalisten in das Zimmer, und sagten Sr. Majestät, daß sie kämen, den jungen Ludwig abzuholen, und ihn zu seiner Mutter zu bringen. Der König wolte wissen, aus welcher Ursache man ihm seinen Sohn wegführe; worauf die Commissaren antworteten, daß sie es auf Befehl des Gemeinderaths thäten. Der König umarmte seinen Sohn aufs zärtlichste, und befahl mir, ihn zu begleiten. Als ich zum Könige zurück kam, versicherte ich ihn, daß ich den Prinzen in den Armen seiner Mutter gelassen hätte, welches ihn zu beruhigen schien. Hierauf kam wieder ein Municipalist, und meldete Sr. Majestät, daß *Chambon*, der Maire von Paris, unten im Rathszimmer sey, und herauf kommen würde. “Was will er von mir?” sagte der König;—das weis ich nicht, antwortete der Municipalist.

Der König gieng einige Augenblicke mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, und setzte sich dann in einen Armstuhl neben dem Haupte des Bettes; die Thüre war halb offen, und der Municipalist getraute sich nicht, hinein zu gehn, um, wie er mir sagte, allen Fragen auszuweichen. Auf diese art verfloss eine halbe Stunde im tiefsten Stillschweigen. Der Commiffar ward unruhig, daß er den König nicht mehr hörte; er trat leise in das Zimmer, und fand ihn mit dem Kopfe auf eine Hand gestützt, und, dem Ansehn nach, in tiefen Gedanken versenkt. “ Was wollt
 “ ihr von mir? sagte ihm der König
 “ mit erhabner Stimme. Ich beforgte,
 “ Sie wären unpäßlich geworden, er-
 “ wiederte der Municipalist.—Ich danke,
 “ versetzte der König mit dem Aus-
 “ drucke des lebhaftesten Schmerzens;

“ aber die Art, wie man mir meinen
 “ Sohn entführt hat, greift mich aufs
 “ empfindlichste an.” Der Municipalist
 antwortete nichts, und entfernte sich.

Der Maire erschien erst um ein Uhr.
 Mit ihm kamen zugleich *Chaumette*,
 der Gemeinde-Procurator, *Coulombeau*,
 Gerichts-Schreiber, mehrere Municipal-
 Beamten und *Santerre*, der Commandant
 der National-Garde, welcher seine Ad-
 jutanten bey sich hatte. Der Maire sagte
 zum Könige, daß er ihn abhole, um ihn
 vor die Convention zu führen, und dieß
 vermöge eines Decrets, welches ihm der
 Gemeinde-Secretar vorlesen würde. Das
 Decret verordnete, daß “ Ludwig Capet
 “ vor die Schranken der National-Con-
 “ vention sollte gebracht werden.—
 “ Ich heiße nicht Capet, sagte der Kö-
 “ nig, dieß ist der Name eines meiner
 “ Vorältern. Ich hätte gewünscht, mein

“ Herr, fetzte er hinzu, dafs mir die
“ Commiffaren meinen Sohn noch wäh-
“ rend der zwo Stunden gelaffen hätten,
“ die ich auf Sie habe warten müffen.
“ Uebrigens ift diese Behandlung eine
“ Folge derjenigen, welche ich schon
“ feit vier Monaten ertragen mufs: ich
“ werde mit gehen, aber nicht, um der
“ Convention zu gehorchen; fondern
“ weil meine Feinde die Gewalt in Hän-
“ den haben.”

Ich gab dem Könige feinen Ueberrock und Hut, und er folgte dem Maire von Paris, An der Pforte des Tempels erwartete ihn eine zahlreiche Bedeckung National-Gardiften.

Ich blieb mit einem Municipaliften ganz allein in Zimmer zurück, und erfuhr von ihm, dafs der König feine Familie nicht mehr fehen würde, dafs der

Maire von Paris über diese Absonderung sich jedoch mit einigen Deputirten noch berathen mußte. Ich begehrte von diesem Commiffar, daß er mich zum Dauphin, welcher bey der Königin war, führen möchte, und er bewilligte es. Dort blieb ich bis um sechs Uhr Abends, gerade als der König aus der Convention zurück kam. Die Municipalisten hatten Ihrer Majestät zwar gesagt, daß der König in die National-Verfammlung sey geführt worden, jedoch ohne sich in weitere Umstände einzulassen. Die Königin mit den Prinzessinnen und dem Dauphin giengen zum Mittags-Essen, wie gewöhnlich in das Zimmer des Königs hinunter, und nach der Tafel wieder in ihre Wohnung hinauf.

Des Nachmittags blieb ein einziger Municipalist bey der Königin: es war ein junger Mensch von ungefähr vier

und zwanzig Jahren, aus der Section des Tempels ; er befand sich zum ersten male im Thurme auf der Wache, und schien weniger mistrauisch und weniger unartig, als die meisten seiner Collegen. Die Königin ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein, befragte ihn über seinen Stand, seine Aeltern, &c. Diesen Augenblick benutzte die Prinzessin *Elisabeth*, um in ihr Zimmer zu gehen, und gab mir ein Zeichen, ihr dahin zu folgen.

Das erste was ich ihr sagte, war, daß die Gemeinde beschloffen habe, den König von seiner Familie zu trennen, und daß ich befürchtete, die Trennung würde noch an diesem Abende geschehen ; die Convention habe zwar noch nicht darüber entschieden, aber der Maire habe den Auftrag, es zu begehren, und ohne Zweifel würde er es

erhalten. Hierauf sagte mir die Prin-
 zessinn: " Die Königin und ich er-
 " warten alles, und täuschen uns keines-
 " wegs über das Schicksal, welches man
 " dem Könige zubereitet: er wird als
 " das Schlachtopfer seiner Güte und
 " seiner Liebe für das Volk sterben,
 " für dessen Glück er doch seit seiner
 " Thronbesteigung unaufhörlich gear-
 " beitet hat. O wie grausam betrügt
 " man es, dieses Volk! die Religion und
 " das große Vertrauen des Königs auf
 " die göttliche Vorsicht, werden in die-
 " ser grausamen Lage ihn aufrecht er-
 " halten. Bald, setzte die tugendhafte
 " Prinzessinn mit thränenden Augen
 " hinzu, bald wird Er allein bey mei-
 " nem Bruder seyn, *Cléry*; verdoppele
 " Er, wenn es möglich ist, Seine Sorg-
 " falt für ihn; und verfäume Er kein
 " Mittel, uns Nachrichten von ihm zu
 " geben;

„ geben; in Rücksicht auf jeden andern
 „ Gegenstand aber setzte Er keiner Ge-
 „ fahr sich aus, denn alsdann hätten
 „ wir keinen Menschen mehr, dem wir
 „ uns anvertrauen könnten.“ Ich ver-
 sicherte die Prinzessin meiner gänzli-
 chen Ergebenheit für den König, und
 wir verabredeten einige Mittel, um eine
 Correspondenz zu unterhalten.

Turgi war der einzige Mensch, dem
 ich hierüber etwas eröffnen konnte;
 allein nur selten gelang es mir, ihn zu
 sprechen, und dann war immer noch
 viele Behutsamkeit nöthig. Ich war mit
 der Prinzessin *Elisabeth* überein ge-
 kommen, daß ich noch ferner die Wäsche
 und die Kleider des Dauphin in meiner
 Verwahrung behalten, ihm alle zwey
 Tage das Nöthige davon schicken, und
 diese Gelegenheit benutzen würde, um

Nachricht zu geben, was bey dem Könige vorgehe. Meine Antwort brachte die Prinzessin auf den Gedanken, mir eines ihrer Schnupftücher zu geben.

“ Dieses Tuch behalte Er, waren ihre

“ Worte, so lange mein Bruder gesund

“ ist; sollte er aber krank werden, so

“ schicke Er mir es unter der Wäsche

“ meines Neffen.” Die verschiedene Art, es zusammen zu legen, sollte die Gattung seiner Krankheit anzeigen.

Der Schmerz der Prinzessin, indem sie mit mir von Könige sprach; ihre Gleichgiltigkeit über ihre eigne persönliche Lage; der Werth, den sie auf meine geringen Dienste bey Sr. Majestät setzte; alles dieses rührte mich bis ins Innerste.

“ Hat Er auch etwas in Anse-

“ hung der Königin gehört? fragte sie

“ mit einer Art von Schrecken: Gott!

“ was könnte man ihr denn zur Last

“ legen?—Nein; aber was kann man
 “ auch dem Könige zur Last legen?—
 “ O! nichts, nein gewiß nichts! aber
 “ vielleicht sehen sie den König als ein
 “ für ihre Sicherheit nöthiges Opfer an.
 “ Die Königin aber und ihre Kinder
 “ würden ihrem Ehrgeitze wohl nicht
 “ im Wege stehen.” Ich nahm mir
 die Freyheit, zu sagen, daß der König
 ohne Zweifel bloß zur Landesverwei-
 fung würde verurtheilet werden, daß ich
 wirklich davon hätte reden hören, und
 daß also, da Spanien den Krieg nicht
 erklärt habe, wahrscheinlicher weise der
 König sammt seiner Familie dorthin ge-
 bracht werden dürfte. “ Ich habe keine
 “ Hoffnung, erwiederte die Prinzessin,
 “ daß der König gerettet werde.” Ich
 glaubte, noch hinzufügen zu müssen,
 daß die auswärtigen Mächte auf die
 Mittel, den König aus seiner Gefangen-

schaft zu erlösen, bedacht wären; daß die beyden Brüder des Königs alle Ausgewanderte um sich versammelten, und damit zu den Oesterreichischen und Preussischen Truppen stoßen wollten; daß von Seiten Spaniens und Englands Schritte geschehen würden; daß es für ganz Europa ein großes Anliegen sey, den Tod des Königs zu verhindern; und daß folglich die Convention vor der Entscheidung über das Schicksal des Königs, sehr ernstliche Ueberlegungen zu machen hätte.

Diese Unterredung dauerte schon eine Stunde, als die Prinzessin, mit der ich noch niemals so lange gesprochen hatte, die Ankunft neuer Municipalisten befürchtete, und mich also verließ, um wieder in das Zimmer der Königin zu gehen. *Tison* und sein Weib, die mir unaufhörlich nachschlichen, machten die Be-

merkung, daß ich lange bey der Prinzessin *Elisabeth* geblieben, und zu besorgen wäre, der Commissar dürfte es auch beobachtet haben. Ich antwortete hierauf, die Prinzessin hätte ihres Nefen wegen, der von nun an vermuthlich bey seiner Mutter bleiben würde, mit mir gesprochen.

Eine kleine Weile darnach gieng ich in das Zimmer der Königin, welcher die Prinzessin *Elisabeth* von der mit mir gepflogenen Unterredung, und den zwischen uns verabredeten Mitteln zu einer Correspondenz, schon Nachricht gegeben hatte, worüber Ihre Majestät mir Dero Zufriedenheit bezeugte.

Um sechs Uhr riefen mich die Commissaren in das Rathszimmer hinunter, und lasen mir einen Gemeinde-Beschluß vor, wodurch mir befohlen ward, weder

mit der Königin noch mit den Prinzessinnen, noch mit dem jungen Prinzen, ferner einige Gemeinschaft zu haben, weil ich von nun an bestimmt sey, den König allein zu bedienen. Auch wurde, um den König gleichsam von aller Welt abzufondern, in diesem ersten Augenblicke sogar beschlossen, daß ich nicht mehr in seinem Nebenzimmer, sondern im Thürmchen schlafen, und nur dann zu ihm geführt werden sollte, wenn er meiner bedürfe.

Der König kam ungefähr um halb sieben Uhr zurück; er sah ermüdet aus, und verlangte sogleich, daß man ihn zu seiner Familie führen möchte. Man schlug es ihm unter dem Vorwande ab, daß man keinen Befehl dazu habe; er begehrte dann, daß man ihr wenigstens seine Zurückkunft melden sollte, welches man ihm auch versprach. Er befahl

mir, sein Nachteffen für halb neun Uhr zu bestellen, und verwandte die zwei Stunden bis dahin, auf seine gewöhnliche Lecture, wobey er stets von vier Municipalisten umgeben war. Um halb neun Uhr meldete ich dem Könige, daß die Speisen aufgetragen wären: er fragte die Commissaren, ob seine Familie nicht zum Nachteffen kommen würden? Man gab keine Antwort. Wenigstens wird doch mein Sohn die Nacht bey mir zu bringen, fuhr er fort, da sein Bett und seine Sachen noch hier sind? Wieder keine Antwort. Nach dem Essen verlangte der König aufs neue, seine Familie zu sehen. Man antwortete ihm, daß man erst die Entscheidung der Convention hierüber erwarten müßte. Hierauf gab ich dasjenige her, was der Dauphin zum Schlafengehen nöthig hatte.

Abends beym Auskleiden sagte mir

der König: " Ich war weit entfernt, an
 " alle die Fragen zu denken, welche man
 " an mich gethan hat." Er legte sich
 hierauf ganz ruhig schlafen. Der Be-
 schlufs der Gemeinde wegen meiner Ent-
 fernung wurde nicht vollzogen. Es
 wäre den Municipalisten zu unbequem
 gewesen, mich jedes mal, wo der König
 meines Dienstes bedurfte, holen zu müs-
 sen. Am folgenden Tage, den zwölf-
 ten fragte der König den ersten Mu-
 nicipalisten, den er erblickte, sogleich,
 ob über das Verlangen, seine Familie zu
 sehen, schon etwas entschieden sey?
 Man antwortete ihm, dafs man die Be-
 fehle hierüber noch erwarte. Er er-
 suchte eben denselben Municipalisten,
 zu seiner Familie zu gehen, sich um die
 Gesundheit derselben zu erkundigen,
 und ihr zu sagen, dafs er sich wohl be-
 finde. Der Commiffar brachte die Nach-
 richt

richt zurück, daß die Königliche Familie bey guter Gesundheit sey. Der König gab mir Befehl, das Bett des Dauphin in das Zimmer der Königin zu tragen, wo der Prinz die vergangene Nacht auf einer Matraze seiner Mutter geschlafen hatte. Ich bath den König, die Entscheidung der Convention noch abzuwarten. “Ich zähle auf keine Schonung, auf kein Recht und Billigkeit,” antwortete Seine Majestät, indeffen “wollen wir doch noch warten.”

An eben diesem Tage brachte eine Deputation der Convention, aus den Deputirten, *Thuriot*, *Cambacérès*, *Dubois-Crancé* und *Dupont - de - Bigorre* bestehend, das Decret, wodurch der König berechtigt wurde, sich Rechts-Consulenten zu nehmen. Der König erklärte, daß er den Herrn *Target*, oder in dessen Ermanglung,

den Herrn *Tronchet*, oder auch allebeyde nehmen wollte, wenn es die National-Convention bewilligte. Die Deputirten ließen den König sein Begehren unterschreiben, und unterschrieben nach ihm. Der König setzte noch hinzu, daß es nöthig seyn würde, ihm Papier, Dinte und Federn zu geben. Den Nahmen des Landhauses, das Herr *Tronchet* bewohnte, schrieb er auf und sagte, daß er nicht wisse, wo Herr *Target* wohne.

Am dreyzehnten des Morgens kam die gestrige Deputation wieder nach dem Tempel, und meldete dem Könige, daß Herr *Target* den Antrag, ihm als Rechts-Consulent zu dienen, abgelehnt habe, daß man Herrn *Tronchet* habe holen lassen, und dieser ohne Zweifel noch heute zum Könige kommen würde. Sie las ihm darauf mehrere Briefe vor, welche von den Herrn *Sourdet*, *Huet*, *Guillaume*

und *Lamoignon de Malesherbes*, ehemaligen ersten Präsidenten der Steuer-Kammer von Paris, und nachherigem Minister der Königlichen Hofhaltung, an die Convention waren geschrieben worden. Der Brief des Herrn *Malesherbes* war folgender :

Paris, 11 December 1792.

“ BÜRGER PRÆSIDENT.

“ Ich weis nicht, ob die Convention
“ Ludwig dem XVI, Rechts-Consulenten geben wird, um ihn zu vertheidigen, und ob sie ihm die Auswahl davon überläßt : in solchem Falle
“ wünsche ich, daß Ludwig der XVI,
“ erfahre, daß, wenn er mich zu dieser
“ Verrichtung wählt, ich bereit bin,
“ mich derselben zu widmen. Ich ver-
“ lange nicht von Ihnen, daß Sie meinen Antrag der Convention melden,

“ denn ich bin weit davon entfernt,
“ mich für wichtig genug zu halten,
“ daß sie mit mir sich beschäftige; al-
“ lein ich bin von demjenigen, der ehe-
“ dem mein Herr war, zweymal in sei-
“ nen Rath berufen worden, und das zu
“ einer Zeit, wo jedermann um einen
“ solchen Dienst buhlte: den bin ich
“ ihm also auch jetzt schuldig, wo ihn
“ viele Leute für gefährlich halten.
“ Wenn ich ein Mittel wüßte, ihm mei-
“ ne Gefinnungen bekannt zu machen,
“ so hätte ich mir nicht die Freyheit ge-
“ nommen, mich an Sie zu wenden.
“ Ich denke aber, daß Sie an Ihrer Stelle
“ mehr Wege haben, als irgend jemand
“ anders, ihm diese Nachricht zukom-
“ men zu lassen.”

Ich bin

Mit Ehrerbiethung

(Unterzeichnet) L. DE MALESHERBES.

Der König antwortete der Deputation: " Ich bin gerührt über die Anträge
 " der Männer, die sich erbiethen, mit
 " ihrem Rathe mir beyzustehen, und ich
 " erfuche Sie, denselben meine Dank-
 " barkeit zu bezeigen. Ich nehme den
 " Herrn von *Malesherbes* zu meinen
 " Rechts-Consulten; und wenn Herr
 " *Tronchet* mir diesen Dienst nicht auch
 " leisten kann, so werde ich mich mit H.
 " von *Malesherbes* berathen, um jeman-
 " den anders zu wählen."

Am vierzehnten December hatte H. *Tronchet* eine Conferenz mit Sr. Majestät, wie es das Decret gestattete. An eben demselben Tage wurde auch H. von *Malesherbes* in den Tempel eingeführt. Der König eilte dem ehrwürdigen Greise entgegen, und schloß ihn zärtlich in seine Arme, und dieser ehemalige Minister zerfloß bey dem Anblicke seines Herrn

in Thränen, entweder, weil er sich an die ersten Jahre seiner Regierung erinnerte, oder wahrscheinlicher, weil er in diesem Augenblicke bloß den rechtschaffnen Mann im Kampfe mit dem äuffersten Unglücke vor sich sah. Da der König die Erlaubniß hatte, mit seinen Rechts-Consulenten sich im geheim zu berathen, so schloß ich die Thüre seines Zimmers, damit er freyer mit H. von *Malesherbes* reden konnte. Ein Municipalist gab mir darüber einen Verweis, befahl, sie zu öffnen, und verboth, sie künftig zu schließen. Ich öffnete also die Thüre wieder, allein der König war schon im Thürmchen, das ihm zum Cabinete diente.

In dieser ersten Conferenz sprachen der König und H. von *Malesherbes* sehr laut; die im Zimmer anwesenden Commissaren horchten auf ihre Unterredung,

und konnten sie verstehen. Nachdem H. von *Malesherbes* weggegangen war, meldete ich dem Könige des Municipalisten Verboth; und daß die Commiffaren der Conferenz aufmerksam zugehört hätten; ich bath ihn also, die Thüre selbst zu zuschließen, wenn seine Rätthe bey ihm wären, welches er in der Folge auch that.

Am funfzehnten erhielt der König die Antwort in Ansehung seiner Familie. Das Decret enthielt kürzlich: “ Daß die
 “ Königin und die Prinzessin *Elisabeth*
 “ während des Proceßes, keine Gemein-
 “ schaft mit dem Könige haben sollten;
 “ daß seine Kinder um ihn seyn könn-
 “ ten, wenn er es verlangte, aber mit
 “ der Bedingung, daß sie dann ihre
 “ Mutter und Tante nicht eher wieder
 “ sehen dürften, als nach dem letz-
 “ ten Verhöre.” Sobald ich Gelegenheit

hatte, mit dem Könige allein zu sprechen, erbath ich mir seine Befehle hierüber. “ Er sieht, zu welcher einer
 “ grausamen Wahl man mich treibt,
 “ sagte er, ich kann mich nicht entschließen, meine Kinder bey mir zu
 “ haben; denn mit meiner Tochter
 “ geht es gar nicht an, und was meinen
 “ Sohn betrifft, da fühle ich ganz den
 “ Schmerzen, welchen die Königin
 “ darüber empfinden würde; ich muß
 “ also in dieses neue Opfer auch willigen.” Nun befahl er mir zum zweyten male, das Bett seines Sohnes in das
 Zimmer der Königin bringen zu lassen, welches ich auf der Stelle that; doch behielt ich des Dauphins Wäsche und Kleider, und schickte alle zwey Tage das für ihn Nöthige davon hinauf, wie ich es mit der Prinzessin *Elisabeth* verabredet hatte.

Am

Am sechzehnten, um vier Uhr Nachmittage kam eine andere Deputation der Convention, wiederum aus vier Mitgliedern derselben bestehend, nämlich: *Valazé, Cochon, Grandpré* und *Duprat*, und diese waren auch Mitglieder der Commission der *Ein und Zwanzig*, welche die Bestimmung hatte, den Proceß des Königs zu untersuchen. Sie waren von einem Secretar, einem Gerichtsdiener, und einem Officier von der Wache der Convention begleitet, und brachten dem Könige seine Anklagungs-Urkunde, und die auf seinen Proceß sich beziehenden Schriften, wovon der meiste Theil in den Thuilleries, in einem geheimen Kasten der Königlichen Wohnzimmer, welchen der Minister *Roland* den *eisernen Kasten* genannt hatte, war gefunden worden.

Die Durchlesung dieser Schriften, deren hundert und sieben waren, dauerte von vier Uhr bis um Mitternacht: alle wurden gelesen, und von dem Könige vidimirt, so wie auch die Abschrift von jeder derselben, die man ihm übergab. Der König saß an einem großen Tische, ihm zur Seite Herr *Tronchet*, und gegenüber die Deputirten. Nach der Ablefung jedes Stücks fragte *Valazé* den König: Haben Sie Kenntniß u. s. w. Worauf der König ohne weitere Erklärung, mit Ja, oder Nein, antwortete. Ein anderer Deputirter reichte sie ihm zum Unterzeichnen dar, so wie auch die Abschrift, welche ihm ein Dritter jedesmal vorzulesen antrug, was ihm aber der König allemal erließ. Der Vierte las die Schriften nach ihren Bündeln und Nummern herunter, und der Secretar protocollirte sie, so wie sie dem Könige übergeben wurden.

Der König unterbrach die Sitzung, indem er die Deputirten fragte, ob sie nicht zu Nacht essen wollten. Sie nahmen den Antrag an; ich liefs ihnen also im Tafelzimmer kaltes Geflügel und einige Früchte aufsetzen. H. *Tronchet* wollte nichts, und blieb mit dem Könige allein im Zimmer.

Ein Municipalist, Namens *Merceraut*, damals Steinmetz, und ehemals Präsident der Pariser-Gemeinde, ob er schon vor der Revolution Sänfenträger in Versailles gewesen war, befand sich gerade an diesem Tage zum ersten male auf der Wache im Tempel. Er trug seinen in Lumpen zerrissenen Arbeitskittel, einen schmutzigen runden Hut, ein Schurzfell, und seine dreyfärbige Schärpe. Dieser Mensch dehnte sich in einen Armstuhle neben dem Könige, indeffen

Se. Majestät auf einem gewöhnlichen Stuhle saß; er dutzte mit aufgesetztem Hute jeden, der ihn anredete. Die Mitglieder der Convention waren hierüber sehr erstaunt, und während des Essens, that eines derselben mehrere Fragen an mich, über diesen *Merceraut*, und über das Betragen der Municipalität gegen den König, überhaupt. Ich wollte eben darauf antworten, als ein anderer Commissar diesem Deputirten sagte, er sollte seinen Fragen ein Ende machen, es sey verbothen, mit mir zu reden, und man würde ihm im Rathszimmer über alles Bescheid geben, was er wissen wollte, worauf der Deputirte aus Furcht, sich verfänglich zu machen, nichts erwiderte.

Man fuhr mit dem Verhör fort. Unter den Actenstücken, die man ihm vorlegte, bemerkte der König auch die Er-

klärung, welche er bey seiner Zurückkunft von Varennes von sich gegeben hatte, als die Herrn *Tronchet*, *Barnave* und *Duport* von der Conftituirenden-Versammlung waren ernannt worden, ihn zu empfangen. Die Erklärung war vom Könige und von den Deputirten unterzeichnet. “ Diefes Stück werden Sie wohl als ächt anerkennen, fagte der König zu H. *Tronchet*, fehen Sie hier Ihre Unterfchrift.” Einige Actenbünde enthielten Entwürfe zu einer Conftitution, wozu der König mit eigener Hand Randglossen gefetzt hatte, die theils mit Dinte, theils mit Bleyftifte gefchrieben waren. Man zeigte dem Könige auch Polizey-Protocolle, worinn fich Denunciationen befanden, die von eignen Dienern des Königs gemacht und unterzeichnet waren, welche Undankbarkeit ihm fehr zu Gemüthe zu gehen fchien. Die Angeber hatten nur deswegen fich an-

gestellt, als ob sie von allem, was bey dem Könige oder bey der Königin im Schlosse der Thuilleries, vorgieng, Nachricht geben wollten, um ihren Lästungen mehr Wahrscheinlichkeit zu geben.

Nachdem die Deputation weggegangen war, nahm der König etwas Nahrung, und legte sich zu Bette, ohne über die ausgestandene Ermüdung zu klagen. Er fragte mich blos, ob das Nacht-Essen seiner Familie verzögert worden wäre; und als ich mit Nein, antwortete, sagte er: "Ich hätte nur befürchtet, daß diese Verzögerung sie würde in Unruhe gesetzt haben." Er selbst gegen mich war so gut, mir einen Verweis zu geben, daß ich nicht vor ihm mein Nacht-Essen genommen hatte. Einige Tage darauf kamen die vier Deputirten, Mitglieder von der Commission der *Ein*

und Zwanzig, abermal in den Tempel; sie lasen dem Könige noch ein und funfzig neue Actenstücke, vor welche er, wie die vorigen, unterzeichnete. Alles zusammen machte also 150 Actenstücke, wovon man ihm die Abschriften liefs.

Vom vierzehnten bis zum sechs und zwanzigsten December, hatte der König täglich seine Rechts-Consulenten um sich: sie kamen um fünf Uhr Abends, und blieben bis um neun Uhr. In der Folge wurde ihnen auch H. von Seze noch beygefellt. H. von *Malesherbes* brachte dem Könige jeden Morgen die Zeitungen, und die gedruckten Meynungen der Deputirten, in Beziehung auf seinen Proceß; er bereitete die Arbeit auf jeden Abend vor, und blieb eine, oder zwei Stunden bey Sr. Majestät. Der König gab mir öfter einige von jenen Mey-

nungen zu lesen, und sagte dann: "Wie
 " findet Er die Meynung dieses, oder
 " jenes Mannes?"——"Es fehlt mir an
 " Worten, um meinen Abscheu auszu-
 " drücken, antwortete ich; aber Sie
 " selbst, Sire, wie können Sie alles dieses
 " ohne Entsetzen lesen?"——"Ich er-
 " sehe hieraus, wie weit die Bosheit der
 " Menschen gehet, erwiederte der König,
 " und bisher hatte ich nicht geglaubt,
 " dafs es solche Leute gäbe." Der König
 las vor dem Schlafengehen immer diese
 Schriften, und um dem H. von *Males-*
herbes keinen Verdrufs zuzuziehen, ver-
 brannte er sie hernach selbst im Ofen des
 Cabinets.

Ich hatte schon einen günstigen Au-
 genblick gefunden, um mit *Turgi* zu
 reden, und ihm aufzutragen, der Prin-
 zessinn *Elisabeth* Nachrichten vom Kö-
 nige

nige zu geben. Tags darauf meldete mir *Turgi*, daß die Prinzessin nach der Tafel, als sie das Tellertuch abgab, ihm ein Stück Papier zugesteckt habe, welches mit Nadelftichen beschrieben war, und wodurch sie mir auftrug, den König zu bitten, daß er ihr mit eigener Hand ein Paar Worte schreiben möchte. Dieses Verlangen meldete ich noch an demselben Abende dem Könige, und da man ihm seit dem Anfange seines Proceßes, die nöthigen Schreibmaterialien gegeben hatte, so schrieb er einen offenen Zettel an seine Schwester, und, indem er mir sagte, daß er nichts enthalte, was mir Nachtheil zuziehen könnte, geboth er mir, denselben zu lesen. Ueber diesen letzten Punct bath ich Se. Majestät, mir zum erstenmale in meinem Leben zu erlauben, daß ich nicht gehorchen dürfte. Den Tag her-

nach gab ich den Zettel dem *Turgi*, der mir die Antwort darauf in einem Knauel Zwirn überbrachte, das er im Vorbeygehen bey meiner Zimmerthüre unter mein Bett warf. Der König fah mit vielem Vergnügen, daß dieses Mittel, von seiner Familie Nachrichten zu erhalten, gelungen sey; ich bemerkte, daß es keine Schwierigkeit habe, diese Correspondenz fortzusetzen: Er gab mir die Zettel, ich legte sie sehr klein zusammen, und umwickelte sie mit Baumwollen-Garn; *Turgi* fand sie im Kasten, wo die Speiseteller waren, und gebrauchte verschiedene Mittel, mir die Antworten zu überbringen. Wenn ich diese dem Könige gab, sagte er mir allemal mit vieler Güte: "Nehme Er sich in Acht, " Er wagt zu viel."

Die Wachskerzen, die man mir auf Anweisung der Commiffaren lieferte,

waren mit Bindfaden in Pakete zusammen gebunden. Als ich nun eine hinlängliche Menge Bindfaden beyfammen hatte, kündigte ich dem Könige an, daß es nur von ihm abhängen würde, seiner Correspondenz mehr Lebhaftigkeit zu geben; wenn man nämlich der Prinzessin *Elisabeth*, deren Wohnzimmer gerade über dem meinigen war, und ein Fenster hatte, das senkrecht über dem Fenster eines kleinen an mein Zimmer stoßenden Ganges stand, einen Theil dieses Bindfadens zukommen machte, woran sie dann bey Nacht ihre Briefe festmachen, und bis zu dem Fenster unter dem ihrigen, herablassen könnte. Und da jedes Fenster von unten hinauf mit schräg stehenden, oben heraus ragenden, und wie man es schon beschrieben, in der Gestalt eines Tragekorbes zusammengefüigten Bretern verschla-

gen wäre, so hätte man nicht zu besorgen, daß die Briefe jemals in den Garten hinab fielen. Auf diese Art könnte dann die Prinzessin nicht nur die Antworten, sondern auch Papier und Dinte, woran es oben gänzlich mangle, ebenfalls erhalten. “ Ein guter Vorschlag, sagte Se. Majestät, wir wollen davon Gebrauch machen, sobald unsere gegenwärtigen Mittel nicht mehr anwendbar sind.” In der Folge benutzte ihn der König auch wirklich: Acht Uhr des Abends war die dazu bestimmte Stunde; ich schloß alsdenn die Thüre meines Zimmers und des Ganges, und schwatzte mit den Municipalisten, oder bewog sie zu irgend einem Spiele, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

Um diese Zeit wurde der Küchenjunge *Marchand*, welcher eben seine Befoldung für zween Monathe (im Betrag von zwey

hundert Livres) bekommen hatte, im Tempel bestohlen. Dieser Verlust war für ihn um so mehr beträchtlich, da er Familie hatte. Der König, welcher seine Traurigkeit bemerkt, und die Ursache davon erfahren hatte, befahl mir, demselben zwey hundert Livres zu geben, ihn aber dabey zu empfehlen, daß er niemanden etwas davon sage, besonders aber sich beym Könige nicht dafür bedanke; “denn, setzte er hinzu, der arme Mensch “würde sich unglücklich machen.”— *Marchand* war über die Wohlthat des Königs sehr gerührt, noch mehr aber über das Verboth, seine Dankbarkeit dafür zu bezeigen.

Seit dem der König von seiner Familie getrennt war, wollte er nie mehr in den Garten hinab gehen, und wenn man es ihm vorschlug, antwortete er: “Ich “kann mich nicht entschließen, allein

" auszugehen; der Spatziergang war
 " mir nur in soweit angenehm, als ich
 " ihn mit meiner Familie genoß." In-
 deffen ob er schon von den seinem
 Herzen theuresten Gegenständen ent-
 fernt war, ob er schon sein Schickfal
 voraus wußte, entfuhren ihm doch
 weder Klagen, noch Aeufferungen des
 Unwillens: er hatte seinen Unterdrüc-
 kern schon verziehn. Jeden Tag er-
 neuerte er in seinem Lectur-Cabinete
 die Kräfte, welche seinen Muth unter-
 stützten; und wenn er dasselbe verließ,
 so beschäftigten ihn die kleinen Um-
 stände seines nun zwar einförmigen,
 aber immer durch Züge von Güte ver-
 schönerten Lebens. Er ließ sich herab,
 mit mir umzugehen, als ob ich mehr,
 als sein Diener gewesen wäre; er be-
 zeigte sich gegen die zur Bewachung
 seiner Person bestellten Municipalisten;
 als ob er gar nicht über sie zu klagen

hätte, und unterhielt sich mit ihnen, wie ehemals mit seinen Unterthanen. Er sprach über die Angelegenheiten ihres Standes, über ihre Familie, ihre Kinder, über die Vortheile und Pflichten ihres Gewerbes. Diejenigen, welche ihn so reden hörten, bewunderten die Richtigkeit seiner Bemerkungen, die Verschiedenheit seiner Kenntnisse, und die lichtvolle Art, wie sie in seinem Gedächtnisse geordnet waren. Der Zweck solcher Unterredungen war jedoch nicht, ihn über seine Unfälle zu zerstreuen, seine Empfindung war lebhaft und tief eindringend, aber seine Unterwerfung weit über sein Unglück erhaben.

An der Mittwoche den 19^{ten} December, brachte man, wie gewöhnlich, das Frühstück des Königs. Da ich nicht an den Quatember-Tag dachte, so reichte ich es ihm dar. "Heute ist Fast-Tag," sagte

der König. Ich trug das Frühstück wieder in den Saal hinaus. “ Sie werden wohl, nach dem Beyspiele Ihres Herrn, ebenfalls fasten,” sagte mir in einem spöttischen Tone ein Municipalist, (*Dorât de Cubieres*,) “ Nein, Mein Herr, antwortete ich, mir ist heute ein Frühstück nöthig.” Einige Tage nachher gab mir der König ein Tagesblatt zu lesen, welches ihm H. von *Malesherbes* gebracht hatte, und wo dieser Vorfall, aber ganz verstellt, eingerückt war. “ Lese Er, sagte der König, Er wird sehen, daß man ihn als einen boshafte Menschen angiebt; ohne Zweifel hätte man gewünscht, Ihn als einen Heuchler darstellen zu können.”

An demselben Tage sagte mir der König beym Mittags-Essen, in der Gegenwart von drey oder vier Municipalisten:

“ Heute

“ Heute vor vierzehn Jahren war Er
 “ früher auf.” Ich verstand Se. Majestät
 sogleich. “ An diesem Tage ist meine
 “ Tochter gebohren worden, setzte der
 “ König hinzu. Heute ist ihr Geburts-
 “ Tag, wiederholte er, mit gerührten
 “ Herzen, und ich darf sie nicht einmal
 “ sehen!” Einige Thränen flossen
 aus seinen Augen, und es herrschte auf
 einige Augenblicke ein ehrfurchtsvol-
 les Stillschweigen. Da die Prinzessinn-
 Tochter um einen Almanach, in der
 Form des kleinen Hof-Kalenders, bath;
 trug mir der König auf, einen solchen,
 und für ihn einen Republicanischen Al-
 manach, der an die Stelle des Königli-
 chen getreten war, zu kaufen; er gieng
 ihn oft durch, und merkte die Nahmen
 mit einem Bleystifte an.

Der König sollte nun bald zum zwey-

ten male vor den Schranken der Convention erscheinen. Er hatte sich den Bart nicht abnehmen können, seitdem man ihm die Rasiermesser entzogen hatte, und dieses verursachte ihm so viele Ungemächlichkeit, daß er sich genöthiget sah, den Tag über das Gesicht öfters mit frischem Wasser zu waschen. Er trug mir also auf, mich um eine Schere oder Rasiermesser umzusehen, denn er wollte hierüber nicht selbst mit den Municipalisten sprechen. Ich nahm mir die Freyheit, ihm die Bemerkung zu machen, daß, wenn er in dieser Gestalt vor den Schranken erschiene, das Volk wenigstens sehen könnte, mit welcher Grausamkeit ihn der Gemeinderath behandle. “ Es kommt mir nicht “ zu, antwortete der König, daß ich “ über mein Schicksal Mitleiden zu er- “ wecken, suchen sollte.” Ich wandte mich also an die Commissaren, und Tags

darauf entschied die Gemeinde: Dafs man dem Könige die Barbiermesser wiedergeben möge, er sich derselben aber nicht anders, als in Gegenwart zweener Municipalisten bedienen dürfe.

Die letzten drey Tage vor Weynachten schrieb der König mehr, als gewöhnlich. Man hatte damals die Absicht, ihn zwey oder drey Tage by den Feuillans bleiben zu lassen, um seinen Proceß ohne Unterbrechung zu vollenden.

Man hatte mir sogar schon aufgetragen, dafs ich ihm dahin folgen, und alles für ihn nöthige mitzunehmen, mich bereit halten sollte; allein man gab diesen Plan wieder auf. Am Weynachts-Tage machte der König sein Testament. Ich habe es gelesen und abgeschrieben, als es dem Rathe vom Tempel überge-

ben wurde; es war ganz von der eignen Hand des Königs geschrieben, und hie und da waren kleine Stellen durchstrichen. Ich glaube, dieses jetzt schon himmlische Denkmaal seiner Unschuld und Frömmigkeit hier einschalten zu müssen.

TESTAMENT DES KÖNIGS.

“ Im Nahmen der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit, des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes. Heute, den fünf und zwanzigsten December 1792. Nachdem Ich Ludwig der Sechzehente dieses Nahmens, König von Frankreich, schon über vier Monathe lang sammt meiner Familie, von denjenigen, welche meine Unterthanen waren, im Tempelthurme zu Paris eingesperrt gehalten werde, und aller Gemeinschaft beraubt, ja sogar seit dem eilften dieses von meiner Fami-

lie getrennt, auch überdieß in einen Proceß verwickelt bin, von welchem man wegen der Leidenschaften der Menschen, den Ausgang nicht vorher sehen kann, und wozu man in keinem der vorhandenen Gesetze, weder einen Grund, noch selbst einen Vorwand, findet; und da ich Gott allein zum Zeugen meiner Gedanken habe, und mich blos an ihn wenden kann: so erkläre ich hier in seiner Gegenwart meinen letzten Willen und meine Gefinnungen.

“ Ich übergebe meine Seele Gott meinem Schöpfer; ich bitte ihn, sie in seiner Barmherzigkeit aufzunehmen, und sie zu richten nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach den Verdiensten unsers Herrn Jesu Christi, der sich Gott seinem Vater zum Opfer für uns Menschen dargegeben hat, so unwürdig wir indeß auch sind, und ich vor allen.

“ Ich sterbe in der Vereinigung mit unserer Heiligen Mutter, der Catholisch-Apostolisch-Römischen Kirche, welche ihre Gewalt vom Heiligen Petrus, dem sie Jesus Christus anvertraute, durch eine ununterbrochene Nachfolge erhalten hat.

“ Ich glaube fest, und bekenne alles, was in dem Symbolo und in den Geböthen Gottes, wie auch der Kirche enthalten ist, die Sacramente und Geheimnisse, so wie die Catholische Kirche lehrt und immer gelehrt hat. Niemals habe ich über die verschiedenen Erklärungen der Glaubens-Lehren, welche die Kirche Jesu Christi entzweyen, mich zum Richter aufzuwerfen, mir angemast, sondern ich habe hierinne allezeit befolgt, und werde, wenn mir Gott das Leben schenkt, stets die Entscheidungen befolgen, welche die Geistlichen,

mit der Heiligen Catholischen Kirche vereinigten Obern, der von der Zeit Jesu Christi her beobachteten Kirchen-Disciplin gemäß, geben, und geben werden.

“ Ich bedaure von Herzen unfere Brüder, welche etwann im Irrthume leben; aber ich verlange nicht, sie zu richten, und liebe sie deswegen nicht minder alle in unserm Heilande, so wie es uns die Christliche Liebe lehrt. Ich bitte Gott, mir alle meine Sünden zu verzeihen; ich habe mich bemühet, sie genau zu erkennen, sie zu verabscheuen, und mich in seiner Gegenwart zu demüthigen. Da ich den Beystand eines Catholischen Priesters entbehren muß, so bitte ich Gott, das Bekenntniß anzunehmen, welches ich ihm davon gethan habe, und besonders die innige Reue, die ich fühle, daß ich meinen Nahmen

(obſchon wider meinen Willen) auf Urkunden geſetzt habe, welche der Diſciplin und dem Glauben der Catholiſchen Kirche, der ich ſtets mit aufrichtigem Herzen ergeben war, zuwider ſeyn mögen. Ich bitte Gott, den feſten Entſchluß anzunehmen, den ich, wenn er mir das Leben ſchenkt, gefaßt habe, den Beyſtand eines Catholiſchen Prieſters, ſobald es mir möglich ſeyn wird, zu gebrauchen, um mich über alle meine Sünden anzuklagen, und das Sacrament der Buße zu empfangen.

“ Ich bitte alle diejenigen, welche ich aus Unachtfamkeit beleidiget haben dürfte, (denn ich erinnere mich nicht, daß ich wiſſentlich jemanden eine Beleidigung zugefügt hätte): oder diejenigen, denen ich ein böſes Beyſpiel, oder Aergerniß gegeben haben könnte,
mir

mir das Uebel zu verzeihen, welches ich ihnen dadurch mag angethan haben. Ich bitte alle diejenigen, welche von Christlicher Liebe befeelt sind, ihr Gebeth mit dem meinigen zu vereinigen, um von Gott die Verzeihung meiner Sünden zu erhalten:

“ Ich verzeihe von ganzem Herzen denjenigen, die meine Feinde geworden sind, ohne daß ich ihnen irgend eine Ursache dazu gegeben hätte, und ich bitte Gott, ihnen zu verzeihen, so wie auch denen, die aus einem falschen, oder misverstandenen Eifer mir viel Uebels zugefügt haben.

“ Ich empfehle Gott meine Frau, und meine Kinder, meine Schwester und meine Tanten, meine Brüder und alle diejenigen, welche durch die Bande des

Bluts, oder auf irgend eine andere Art mit mir verbunden sind. Besonders bitte ich Gott, meine Frau, meine Kinder und meine Schwester, welche schon lange mit mir leiden, mit barmherzigen Augen anzusehen, und sie, wenn sie mich verlieren, und so lange sie auf dieser vergänglichen Welt sind, mit seiner Gnade zu unterstützen.

Meine Kinder empfehle ich meiner Frau; an deren mütterlichen Zärtlichkeit gegen dieselben ich nie gezweifelt habe; ich empfehle ihr besonders, gute Christen, und ehrliche Leute aus ihnen zu machen, ihnen die Herrlichkeiten dieser Welt (wenn sie dieselben zu genieffen, die unglückliche Bestimmung hätten): nur als gefährliche und vergängliche Güter vorzustellen, und ihre Blicke auf die einzige feste und dauerhafte Ehre der Ewigkeit zu richten. Ich

bitte meine Schwester, ihre Zärtlichkeit gegen meine Kinder noch ferner fortzusetzen, und bey ihnen Mutter-Stelle zu vertreten, wenn sie das Unglück haben sollten, die ihrige zu verlieren.

“ Ich bitte meine Frau, mir alles das Ungemach zu verzeihen, was sie meinetwegen leiden muß, wie auch allen Verdruß, den ich ihr während unsers Ehestandes verursacht haben könnte: so wie sie hingegen auch versichert seyn kann, daß, wenn sie etwann glaubte, sich etwas vorwerfen zu können, ich nichts gegen sie im Herzen behalte.

“ Ich empfehle meinen Kindern auf das nachdrücklichste, daß sie, nächst ihren Pflichten gegen Gott, der allem vorgeht, stets in guter Einigkeit unter sich selbst leben, ihrer Mutter unter-

thänig und gehorsam, und für alle Mühe und Sorgen, welche sie ihrer wegen hat, dankbar, und das auch zu meinen Andenken, sich bezeigen. Ich bitte sie, meine Schwester als eine zwote Mutter zu betrachten.

“ Ich empfehle meinem Sohne, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, zu bedenken, daß er sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen, jedes Gefühl von Haß oder Rache unterdrücken, und besonders alles vergessen müsse, was auf die Unglücksfälle und Leiden, welche ich ausstehe, Beziehung hat; daß er das Glück seiner Völker nicht anders, als wenn er nach den Gesetzen regiert, bewirken könne; auch ein König die Gesetze zu handhaben, und das Gute, was er in seinem Herzen hat, auszuführen, nur so weit im Stande ist, als er das nöthige

Ansehn hat, und dafs er ohne dieses in seinen Vorkehrungen gehemmt ist, keine Ehrfurcht einflöft, und so mehr schädlich, als nützlich wird.

“ Ich empfehle meinem Sohne, für alle mir angehörigen Personen in dem Masse zu sorgen, als es ihm die Umstände, in denen er sich befinden wird, erlauben mögen, und zu bedenken, dafs dies eine geheiligte Schuld ist, die ich gegen die Kinder, oder die Verwandten derjenigen, die für mich umgekommen sind, und dann auch gegen diejenigen, die um meinet willen unglücklich sind, auf mich genommen habe.

“ Ich weis, dafs es unter den mir ehemals angehörigen Personen mehrere giebt, die sich nicht so, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, gegen mich betragen, und sich sogar undankbar be-

zeigt haben ; allein ich verzeihe ihnen (in den Augenblicken der Verwirrung und Aufwallung ist man nicht immer seiner selbst mächtig) : und ich bitte meinen Sohn, wenn sich der Fall ereignet, blos an das Unglück derselben zu denken.

“ Ich wünschte, hier denjenigen, die mir eine wahre und uneigennützigte Ergebenheit bezeigt haben, meine Erkenntlichkeit beweisen zu können. Wenn ich auf der einen Seite über das undankbare und unredliche Betragen von Leuten, denen, oder deren Verwandten, oder Freunden ich immer blos Gutes gethan hatte, empfindlich betroffen bin ; so hatte ich auf der andern den Trost, bey vielen Personen wahre Zuneigung, und aufrichtigen Antheil an meinem Schicksale zu bemerken. Ich bitte dieselben, meinen vollen Dank dafür anzuneh-

men : in der Lage, worinn die Sachen noch jetzt find, würde ich befürchten, sie in Gefahr zu setzen, wenn ich mich deutlicher äufferte ; ich empfehle aber meinem Sohne besonders an, daß er Gelegenheit suche, diese rechtschaffnen Leute kennen zu lernen.

“ Indessen würde ich glauben, den Empfindungen der Nation Unrecht zu thun, wenn ich meinem Sohne nicht ausdrücklich die Herrn *Chamilly* und *Hue* empfehlen wollte, deren wahre Ergebenheit für mich, sie bewogen hat, sich mit mir in diesem traurigen Aufenthalte einzufperren, und die bey nahe die Opfer deswegen geworden wären ; auch empfehle ich ihm den *Cléry*, dem ich für seine Sorgfalt die ganze Zeit über, als er bey mir ist, auf alle Art zu danken habe. Da dieser Mann bis

an mein Ende bey mir geblieben ist, so ersuche ich die Herrn von der Gemeinde, ihm meine Kleider, Bücher, meine Uhr, Börse und meine übrigen wenigen Sachen, welche bey dem Gemeinde-Rathe niedergelegt sind, abfolgen zu lassen.

“ Auch verzeihe ich sehr gern denjenigen, die mich bewachten, die üble Behandlung und Härte, welche sie gegen mich brauchen zu müssen, geglaubt haben. Unter denselben habe ich einige empfindsame und mitleidige Herzen gefunden: mögen diese im Stillein das beruhigende Bewußtseyn genießten, welches ihnen ihre Denkungsart verschaffen muß.

“ Ich bitte die Herrn von *Malesherbes*, *Tronchet* und *de Sèze*, hier meinen vollen Dank und den Ausdruck meiner Erkennt-

kenntlichkeit für alle die Sorgfalt und Mühe anzunehmen, welche sie für mich angewandt haben.

“ Zum Schluffe erkläre ich vor Gott, in deffen Gegenwart ich nun bald erscheinen werde, daß ich mir keines der Verbrechen, welche man mir zur Last legt, vorzuwerfen habe.

“ In doppelter Abschrift ausgefertigt im Tempelthurme, am fünf und zwanzigsten December 1792.

(Unterzeichnet) “ LUDWIG.”

Am sechs und zwanzigsten December wurde der König zum zweyten male vor die Schranken der Versammlung geführt. Ich hatte es schon vorher der Königin melden lassen, damit sie über das Schlagen

der Trommeln, und die Bewegung der Truppen nicht erschrecken möchte. Um zehn Uhr des Morgens gieng er dahin, und um fünf Uhr Abends kam er zurück, stets unter der Aufsicht des *Chambon* und *Santerre*. Die Herrn *Malesherbes*, *de Sèze* und *Tronchet* kamen noch an eben diesem Abende, gerade als der König vom Essen aufstund.

Er both ihnen einige Erfrischungen an, und H. *de Sèze* war der einzige, der etwas nahm; der König dankte ihm für die Mühe, die er sich gegeben hatte, seine Rede zu halten; darauf begaben sich diese Herrn mit ihm in sein Cabinet.

Am folgenden Tage gab mir der König selbst eine gedruckte Vertheidigung, nachdem er vorher bey den Municipalisten angefragt hatte, ob er sie mir ohne Bedenklichkeit geben könne. Der Com-

maître *Vincent*, ein Baumeister, welcher der Königlichen Familie alle mögliche Dienste, die von ihm abhiengen, geleistet hat, nahm auf sich, der Königin heimlich ein Exemplar davon zu geben; er benutzte auch den Augenblick, wo der König ihm für diese kleine Gefälligkeit dankte, sich etwas von dem, was Sr. Majestät zum Gebrauch gedient hätte, auszubitten; der König nahm sein Halstuch herunter, und gab es ihm. Einem andern Municipalisten gab er seine Handschuhe aus eben dem Bewegungsgrunde. Selbst in den Augen mehrerer seiner Wächter waren seine Kleidungs-Stücke jetzt schon geheiligte Ueberbleibsel.

Am ersten Jänner nahte ich mich dem Bette des Königs, und erbath mit leiser Stimme mir die Erlaubniß, ihm

meinen heiffesten Wunsch für das Ende seiner Leiden darzubringen. “ Ich nehme Seinen Wunsch an, sagte er mir gerührt,” und reichte mir seine Hand, die ich küßte, und mit Thränen benetzte. Sobald er aufgestanden war, erfuchte er einen Municipalisten, in seinem Nahmen zu seiner Familie zu gehen, sich um ihr Wohlfeyn zu erkundigen, und ihr seinen Neujahrs-Wunsch zu bringen. Die Municipalisten wurden über den Ton dieser in Rücksicht auf die Lage des Königs so herzbrechenden Worten äufferst bewegt. Als der König wieder in sein Zimmer gegangen war, sagte mir einer derselben. “ Warum begehrt der König nicht, seine Familie zu sehen? Jetzt, da sein Proceß geendigt ist, würde es keine Schwierigkeiten haben; er sollte sich an die Convention wenden.” Der Municipalist, welcher zur Königin gegangen war,

kam zurück, und meldete dem Könige, daß ihm seine Familie für seine Wünsche danke, und auch die ihrigen sende. "Welch ein Neujahrs-Tag!" sagte der König." Noch an diesem Abende sagte ich ihm, daß ich beynahe gewiß wäre, die Convention würde, wenn er es verlangte, ihm erlauben, seine Familie zu sehen. "In einigen Tagen," antwortete der König, werden sie mir diesen Trost nicht versagen; man muß warten." Je näher der Augenblick des Endurtheils kam, wenn man bey dem mit dem Könige vorgenommenen Verfahren, eine solche Benennung gebrauchen kann, desto größer wurde meine Furcht und Angst. Tausend Fragen stellte ich an die Municipalisten, und alles, was ich hörte, vermehrte meinen Schrecken. Meine Frau kam jede Woche zu mir, und erzählte mir treulich, was in Paris vorgieng.

Die öffentliche Meynung schien stets günstig für den König zu seyn; sie äußerte sich sogar mit Aufsehn im französischen Theater, und im Theater du Vaudeville. Man führte im erstern den *Freund der Gesetze* auf; alle Anspielungen auf den Proceß des Königs fielen auf, und wurden mit Eifer beklatscht. Im Theater du Vaudeville sagte, bey der Vorstellung der *Keuschen Susanna*, ein Schauspieler zu den beyden Alten: “ Wie könnt ihr zugleich Ankläger und “ Richter seyn?” Das Publicum ließ diese Stelle mehrmals wiederholen. Ich übergab dem Könige ein Exemplar von dem *Freunde der Gesetze*; ich sagte ihm oft, und glaubte es beynahe selbst, daß die Mitglieder der Convention, welche unter einander uneinig wären, keine andere Strafe, als das Einsperren, oder die Entfernung aus dem Lande, bestimmen würden. “ Möchten sie diese Mäß-

"figung für meine Familie haben!
 "sagte der König, nur für diese bin ich
 "beforgt." Einige Personen ließen mir
 durch meine Frau sagen, daß eine be-
 trächtliche Summe Geldes beym H. *Pa-*
riseau, Herausgeber der *Feuille du Jour*,
 niedergelegt wäre, und dem Könige zu
 Diensten stände; daß man mich bäthe,
 seine Befehle darüber zu erhalten, und
 daß diese Summe dem H. von *Males-*
herbes würde übergeben werden, wenn
 Se. Majestät es verlangte. Ich meldete
 dieses dem Könige. "Danke Er die-
 "sen Personen in meinem Nahmen
 "recht sehr, antwortete er, ich kann
 "ihre großmüthigen Anerbiethungen
 "nicht annehmen: das hieße, sie zu
 "sehr aussetzen." Ich bath ihn, we-
 nigstens mit dem H. von *Malesherbes* dar-
 über zu reden, welches er versprach.

Die Correspondenz zwischen Ihren

Majestäten gieng immer fort. Als der König hörte, daß die Königliche Prinzessin krank sey, war er einige Tage sehr unruhig darüber. Nach vielem Ansuchen erhielt die Königin endlich, daß man den Herrn *Brunier*, Arzt der Königlichen Kinder, in den Tempel kommen liefs; und diese Nachricht schien den König zu beruhigen.

Dienstag, den funfzehnten Jänner, am Tage vor der Verurtheilung des Königs, kamen seine Rätthe, wie gewöhnlich. Die Herrn de *Sèze* und *Tronchet* meldeten ihm, daß sie den folgenden Tag nicht kommen würden.

Mittewoche, den fechzehnten blieb H. von *Malesherbes* des Morgens ziemlich lange beym Könige, und sagte ihm beym Weggehen, daß er wiederkommen

men würde, um ihm von dem nahmentlichen Aufrufe Nachricht zu geben, sobald er den Ausschlag davon wüßte; weil aber die Sitzung sehr spät in die Nacht hinein gedauert hatte, so wurde das Decret erst am siebenzehnten Morgens abgefaßt.

Am eben diesem Tage (den 16ten.) kamen um sechs Uhr Abends vier Municipalisten, in das Zimmer des Königs, und lasen ihm einen Gemeinde-Beschluß vor, wodurch befohlen ward, “daß
 “ der König von den besagten vier Mu-
 “ nicipalisten Tag [und Nacht nicht
 “ sollte aus dem Gesicht gelassen wer-
 “ den, und daß zween derselben die
 “ Nacht neben seinem Bette zubringen
 “ würden.” Der König fragte, ob sein Urtheil schon ausgesprochen sey? Einer der Municipalisten (*du Roure*), setzte

sich erst in den Armstuhl des Königs, der ihn stehend betrachtet hatte, und antwortete dann, daß er sich um das, was in der Convention vorgehe, nicht bekümmere, doch hätte er sagen hören, daß der nahmentliche Aufruf noch fort-daure. Gleich darnach kam H. von *Malesherbes*, und meldete dem Könige, daß der nahmentliche Aufruf noch nicht geendiget wäre.

In diesem Augenblicke kam im Kamine des Zimmers, worinn der Holzträger vom Tempel-Palaste wohnte, Feuer aus, worauf ein beträchtlicher Haufe Volks in den Hof des Tempels hineintrang. Ein Municipalist kam ganz erschrocken, und sagte dem H. von *Malesherbes*, er sollte sich sogleich hinweg begeben, welches dieser auch that, nachdem er dem Könige versprochen hatte, daß er wieder kommen, und ihm von

dem Endurtheile Nachricht bringen würde. “ Was hat Euch denn so sehr
 “ erschreckt? fragte ich den Commis-
 “ far:—Man hat Feuer im Tempel an-
 “ gelegt, sagte er, man hat es vorfetz-
 “ lich angelegt, um in der Verwirrung
 “ den *Capet* zu befreyen; allein ich habe
 “ die Mauern alle mit starker Wache
 “ besetzen lassen.” Bald darauf erfuhr
 man, daß der Brand wieder gelöscht, und
 er durch Zufall entstanden wäre.

Donnerstag den siebenzehnten Jänner,
 gegen neun Uhr Morgens kam H. von
Malesherbes. Ich gieng ihm entgegen.
 “ Alles ist verloren! sagte er mir, der
 “ König ist zum Tode verurtheilt.” Als
 ihn der König kommen sah, stand er
 auf, ihn zu empfangen. Der Minister
 stürzte zu seinen Füßen; laute Seufzer
 erstickten ihm die Worte, und er konnte

vor Schluchzen einige Augenblicke gar nichts reden. Der König hob ihn auf, drückte ihn liebevoll an seine Brust, und nun meldete ihm dieser treue Diener sein Todes-Urtheil. Der König machte nicht die geringste Bewegung, welche Erstaunen, oder Gemüths-Erschütterung anzeigte; er schien bloß über den Schmerz des ehrwürdigen Greises betrübt zu seyn, und suchte sogar ihn zu trösten.

H. von *Malesherbes* berichtete hierauf dem Könige den Ausschlag des nahmentlichen Aufrufs. Denuncianten, Verwandte, persönliche Feinde, Layen, Geistliche, abwesende Deputirte; alle hatten ihre Stimme gegeben, und trotz dieser Verletzung aller gerichtlichen Formen, hatten diejenigen, welche zum Tode stimmten, die einen als politische Maßregel, die andern mit dem Vorge-

ben, daß der König schuldig sey, doch nur eine Mehrheit von *fünf Stimmen* heraus gebracht. Mehrere Deputirte hatten nur mit einer Frist zum Tode gestimmt; man hatte einen zweyten nahmentlichen Aufruf über diese Frage angeordnet; und es war zu vermuthen, daß die Stimmen dererjenigen, welche die Ausführung des Königsmords verzögern wollten, mit den Stimmen dererjenigen, welche nicht für den Tod waren, die Mehrheit ausmachen würden. Allein an den Thüren des Versammlungs-Saales standen die vom *Herzoge von Orléans* und der Pariser-Deputation gedungenen Mörder, und erschreckten mit ihrem Geschrey, und bedrohten mit ihren Dolchen jedermann, der nicht ihr Mitschuldiger werden wollte; und sey es nun Niedergeschlagenheit oder Gleichgiltigkeit, kurz, die Hauptstadt hatte

weder Muth noch Willen, etwas zu unternehmen, um ihren König zu retten.

H. von *Malesherbes* machte sich gefaßt, wegzugehen ; der König wünschte aber noch, mit ihm allein zu reden, und führte ihn in das Cabinet, wovon er die Thüre schloß, und ungefähr eine Stunde mit ihm blieb. Beym Weggehen begleitete er ihn bis zur äuffern Thüre, ersuchte ihn, Abends bey zeiten zu kommen, und ihn in seinen letzten Augenblicken nicht zu verlassen. “ Der Schmerz dieses guten Greises hat mich lebhaft angegriffen,” sagte er mir, als er in sein Zimmer, wo ich ihn erwartete, zurück kam.

Seit dem Eintritte des H. von *Malesherbes* hatte mich ein allgemeines Zittern am ganzen Leibe ergriffen ; dessen ungeachtet bereitete ich alles, was der Kö-

nig zum Barbieren nöthig hatte. Er
 feifte sich selbst ein; ich stand ihm
 gegen über, und hielt das Becken. Ge-
 zwungen, meinen Schmerz zu unter-
 drücken, hatte ich es noch nicht gewagt,
 meinen unglücklichen Herrn anzuse-
 hen; zufällig warf ich jetzt einen Blick
 auf ihn, und Thränen flossen mir wider
 meinen Willen. Ich weis nicht, ob der
 Zustand, in welchem ich mich befand,
 den König an seine eigne Lage erinnerte,
 aber eine plötzliche Todesblässe überzog
 sein Angesicht; seine Nase und seine
 Ohren wurden auf einmal ganz weifs.
 Bey diesem Anblicke fiengen meine Knie
 an, zu wanken; der König bemerkte
 meine Ohnmacht, ergriff meine beyden
 Hände, drückte sie stark, und sagte mit
 leiser Stimme zu mir: " Frisch! mehr
 " Muth!" Er wurde beobachtet; eine
 stumme Miene schilderte ihm meine
 ganze Betrübniß; er schien darüber ge-

rührt; sein Angesicht färbte sich wieder, er barbierte sich ganz ruhig; und dann zog ich ihn an.

Der König blieb bis zum Mittags-Essen in seinem Zimmer; er las, oder gieng auf und ab. Abends fah ich ihn gegen das Cabinet gehen, und folgte ihm, unter dem Vorwande, daß er meiner nöthig haben könnte. “ Er hat die Erzählung von meiner Verurtheilung gehört, sagte er mir.”——“ Ach! Sire, antwortete ich, hoffen Sie einen Aufschub; H. von *Malesherbes* glaubt, daß man ihn nicht abschlagen werde.”——“ Ich tröste mich mit keiner Hoffnung, erwiederte der König; aber daß schmerzt mich, daß der Herzog von *Orléans*, mein Vetter, zu meinem Tode gestimmt hat; Lese Er diese Liste.” Er gab mir die Liste vom nahmentlichen

chen Aufruf, die er in der Hand hielt.
 —“ Das Publicum murren laut, sagte
 “ ich ihm; *Dumourier* ist in Paris: man
 “ sagt, er bringe die Aeufferung seiner
 “ Armee wider den Proceß, welchen
 “ man Ew. Majestät gemacht hat. Das
 “ Volk ist über das abscheuliche Betra-
 “ gen des Herzogs von *Orléans* empört.
 “ Auch verbreitet sich das Gerücht, daß
 “ die Minister der auswärtigen Mächte
 “ sich vereinigen werden, um in die
 “ Versammlung zu gehen. Endlich ver-
 “ sichert man noch, daß die Mitglieder
 “ der Convention einen Aufstand des
 “ Volks befürchten.”——“ Es wäre mir
 “ leid, wenn dieses geschähe, sagte der Kö-
 “ nig, es würde nur neue Schlachtopfer
 “ kosten. Ich fürchte den Tod nicht, setz-
 “ te er hinzu, aber ich kann ohne Schre-
 “ cken nicht an das graufame Schicksal
 “ denken, dem meine Familie, die Köni-

“ ginn und unsere unglücklichen Kin-
 “ der nach meinem Tode Preis gegeben
 “ feyn werden ! Und die getreuen
 “ Diener, welche mich nicht verlassen
 “ haben, diese Greise, die nichts hatten,
 “ um zu leben, als die kleinen Pensio-
 “ nen, welche ich ihnen gab, wer wird
 “ sie nun unterstützen ? Ich sehe
 “ das Volk der Anarchie Preis gegeben,
 “ und ein Opfer aller Factionen wer-
 “ den ; ich sehe Verbrechen auf Verbre-
 “ chen folgen, und Frankreich von in-
 “ nerlichen Kämpfen zerrissen.”—— Er
 schwieg einen Augenblick, und fuhr
 dann wieder fort : “ Gott ! war dieß der
 “ Lohn, den ich für alle meine Auf-
 “ opferungen erhalten mußte ? Hatte
 “ ich nicht alles versucht, um das Glück
 “ der Franzosen zu befestigen ? ”——In-
 dem er diese Worte aussprach, drückte
 er mir die Hände : von einem heiligen
 Schauer durchdrungen, benetzte ich

die feinigen mit meinen Thränen; ich mußte ihn in diesem Zustande verlassen. Vergebens wartete der König auf den H. von *Malesherbes*; Abends fragte er mich, ob derselbe nicht da gewesen sey; eben so hatte ich die Commissaren gefragt, und alle hatten mit Nein, geantwortet.

Freitag, am achtzehnten, erhielt der König wieder keine Nachricht vom H. von *Malesherbes*, und wurde darüber sehr unruhig. Es war ihm ein altes Stück vom Franzöfischen Mercur in die Hände gefallen; er fand ein Logogryphe darinn, und gab mir es zum Errathen; vergebens suchte ich das Wort zu finden. “ Wie! sagte er, Er erräth es nicht, und “ es paßt doch in diesem Augenblicke “ so gut auf mich: es ist das Wort “ *Opfer*.”—— Er befahl mir, aus der Bibliothek denjenigen Band der Engli-

fchen Geschichte auszufuchen, welcher den Tod Karl des I, enthält, und darinn las er die folgenden Tage. Bey diefer Gelegenheit erfuhr ich auch, daß er feit feinem Eintritte in den Tempel, zwey hundert und funfzig Bände durchgelefen hatte. Am Abende erinnerte ich ihn, daß man ihm feine Rechts-Confulenten nicht entziehen könnte, außer durch ein Decret der Convention, und daß er ihre Einlaffung in den Thurm begehren follte.—“ Warten wir noch bis “ Morgen, antwortete der König.” Samstag, den neunzehnten, um neun Uhr des Morgens kam ein Municipalift, Namens *Gobeau*, mit einem Papiere in der Hand, und mit ihm der Kerkermeister *Mathey*, welcher ein Schreibzeug trug. Der Municipalift fagte dem Könige, er habe Befehl, fämmtliches Hausgeräthe und andere Sachen zu verzeichnen. Der König ließ mich bey ihm, und gieng in das

Thürmchen. Unter dem Vorwande dieser Verrichtung suchte nun der Municipalist allenthalben herum, und zwar auf das genaueste, um, wie er sagte, gewiß zu seyn, daß keine Waffen oder schneidende Werkzeuge im Zimmer des Königs verborgen wären. Es war noch ein kleiner Schreibtisch zu durchsuchen, worinn einige Papiere lagen. Der König mußte alle Schubladen öffnen, und die Papiere, Stück vor Stück, auseinander legen. Auf dem Boden einer Schublade lagen drey Rollen; man wollte sehen, was sie enthielten. — “ Es ist
 “ Geld, sagte der König, welches aber
 “ nicht mir, sondern dem H. von *Malesherbes* zugehört, ich habe es bereitet,
 “ um es ihm zurück zu geben.” Die drey Rollen enthielten drey tausend Livres in Golde, und auf jede Rolle hatte der König mit eigener Hand geschrieben: Dem H. von *Malesherbes* gehörig.

Indem man eben diese Untersuchung im Thürmchen anstellte, kam der König in sein Zimmer zurück, und wollte sich wärmen, aber *Mathey* stand schon beym Kamine, mit aufgeschlagenem Rocke, und mit dem Rücken gegen das Feuer gekehrt. Nur mit Mühe konnte sich der König auf der Seite wärmen, denn der unverschämte Kerkermeister blieb in seiner Stellung, bis ihm endlich der König etwas lebhaft sagte, er sollte doch ein wenig Platz machen. *Mathey* gieng nun, und die Municipalisten ebenfalls, nachdem sie ihre Untersuchung geendigt hatten.

Am Abende sagte der König den Commissären, sie möchten bey der Gemeinde anfragen, warum seine Consulanten nicht in den Thurm kämen, weil er wenigstens mit dem H. von *Malesherbes* zu reden wünschte. Sie versprachen,

den Auftrag auszurichten; aber einer davon gestand, daß es ihm sey verbothen worden, irgend ein Begehren Ludwigs XVI, welches nicht von ihm geschrieben, und unterschrieben sey, an den Gemeinde-Rath zu bringen.—“ Warum
 “ hat man mir von dieser Veränderung
 “ schon zwey Tage lang nichts gesagt?”
 fragte der König. Er schrieb nun sogleich einen Brief, und übergab ihn den Municipalisten, er wurde jedoch erst am folgenden Morgen bey der Gemeinde eingereicht. Der König verlangte, seine Rätthe zu sehen, und beklagte sich über den Beschluß, daß er Tag und Nacht von den Municipalisten sollte umgeben seyn. “ Man muß doch wohl einsehen,
 “ schrieb er an die Gemeinde, daß es
 “ mir in meiner gegenwärtigen Lage
 “ äufferst beschwerlich ist, niemals allein
 “ seyn zu können, und die Ruhe, wel-

“ che zu meiner Gemüthsammlung
 “ nöthig ist, nicht zu haben.”

Sontag, am zwanzigsten Jänner, erkundigte sich der König, sobald er aufgestanden war, bey den Municipalisten, ob man sein Begehren an den Gemeinderath gebracht habe? sie versicherten, daß es auf der Stelle geschehen sey. Gegen zehn Uhr gieng ich in das Zimmer des Königs, der mir sogleich sagte:
 “ Ich sehe den H. von *Malesherbes* nicht
 “ kommen.”——“ Sire, antwortete ich
 “ ihm, so eben habe ich gehört, daß er
 “ schon öfters da gewesen sey, man hat
 “ ihm aber den Eintritt in den Thurm
 “ verweigert.”——“ Ich will die Ursache
 “ dieser Abweisung wissen, versetzte der
 “ König, die Gemeinde wird auf meinen
 “ Brief ohne Zweifel etwas entschieden
 “ haben.” Er gieng in seinem Zimmer
 auf

auf und nieder, und beschäftigte sich dann den ganzen Vormittag mit Lesen und Schreiben.

Es hatte eben zwey Uhr geschlagen, als man plötzlich die Thüre aufriß. Der Vollziehende-Rath war da. Zwölf bis funfzehn Personen traten auf einmal ein: *Garat*, der Justizminister, *Le Brun*, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, *Grouvelle*, Raths-Secretar, der Präsident und der General-Procurator-Syndicus des Departements, der Maire und der Gemeinde Procurator, der Präsident und der öffentliche Ankläger des Criminal-Gerichts. *Santerre*, welcher vor allen übrigen hergieng, sagte mir: "Meldet den Vollziehenden-Rath an." Der König, welcher viel Geräusch gehört hatte, war aufgestanden, und einige Schritte vorwärts gegangen; als er aber

diesen Aufzug sah, blieb er zwischen der Thüre seines Zimmers, und der Thüre des Vorzimmers, in einer edeln und Ehrfurcht gebiethenden Stellung, stehen. Ich stand nahe bey ihm. *Garat*, mit aufgesetztem Hute, führte das Wort und sagte: "Ludwig, die National-Convention hat dem Provisorischen-Vollziehenden-Rathe aufgetragen, Ihnen die Decrete vom 15^{ten}, 16^{ten}, 17^{ten}, 19^{ten}, und 20^{sten} Jänner, bekannt zu machen; der Raths-Secretar wird sie Ihnen vorlesen." Hierauf rollte der Secretar *Grouvelle* das Decret auseinander, und las mit schwacher und zitternder Stimme.

Decrete der National-Convention, vom 15^{ten}, 16^{ten}, 17^{ten}, 19^{ten}, und 20^{sten} Jänner.

I. ARTICKEL.

Die National - Convention erklärt *Ludwig Capet*, den letzten König der

Franzöfen, der Verschwörung gegen die Freyheit der Nation, und verderblicher Anschläge gegen die allgemeine Sicherheit des Staats, schuldig.

II. ARTICKEL.

Die National - Convention decretirt, daß *Ludwig Capet* die Todesstrafe leiden soll.

III. ARTICKEL.

Die National-Convention erklärt für null und nichtig die Schrift des *Ludwig Capet*, welche durch seinen Rechts-Consulten vor die Schranken gebracht worden, und als eine Appellation an die Nation, gegen das von der Convention über ihn gefällte Urtheil, betitelt ist; sie verbiethet Jedermann, diese Sache weiter zu betreiben, mit der Bedrohung, als ein verderblicher Anschläge gegen

die allgemeine Sicherheit der Republik, Schuldiger, verfolgt und bestraft zu werden.

IV. ARTICKEL.

Der Provisorische - Volziehende Rath wird das vorliegende Decret noch heute dem *Ludwig Capet* bekannt machen, und die nöthigen Polizey und Sicherheits-Maßregeln nehmen, damit es, von dem Augenblicke der Bekanntmachung an, binnen vier und zwanzig Stunden vollzogen werde; und sogleich nach der Vollziehung wird er der National-Convention von allem Bericht erstatten.

Während dieser Vorlesung bemerkte man nicht die geringste Veränderung im Gesichte des Königes. Ich sah blos beym ersten Artickel, bey dem Worte *Verschwörung* ein Lächeln des Unwillens auf seinen Lippen; aber bey den Wor-

ten: *er soll die Todesstrafe leiden*, warf er auf alle Umstehende einen himmlischen Blick, der ihnen sagte, daß für die Unschuld der Tod ohne Schrecken sey. Der König that einen Schritt vorwärts gegen den Raths-Secretar *Grouvelle*, nahm das Decret aus dessen Händen, legte es zusammen, zog seine Brieftasche aus dem Sacke, und steckte es hinein. Dann nahm er aus eben dieser Brieftasche ein Papier heraus, und sagte zu dem Minister *Garat*: “Herr Justizminister, ich erfuche Sie, diesen Brief sogleich der Convention zu übergeben.”——Da der Minister hierüber unentschlossen zu seyn schien, so setzte der König hinzu: “Ich werde Ihnen denselben vorlesen,” und er las, ohne die geringste Bestürzung, folgendes:

“Ich verlange einen Aufschub von drey Tagen, damit ich mich zuberei-

“ ten kann, vor Gott zu erscheinen ; zu
“ diesem Entzwecke verlange ich die-
“ jenige Person, welche ich den Commis-
“ saren der Gemeinde anzeigen werde,
“ ungehindert zu sehen, und daß diese
“ Person wegen des Liebesdienstes, den
“ sie mir leisten wird, gegen alle Furcht
“ und Unruhe völlig gesichert seyn
“ möge.”

“ Ich verlange, von der ununterbro-
“ chenen Aufsicht, welche der Gemein-
“ de-Rath seit einigen Tagen bey mir
“ angeordnet hat, befreyt zu werden.”

“ Ich verlange, in dieser Zwischen-
“ zeit meine Familie, wann ich es be-
“ gehre, und ohne Zeugen sehen zu
“ können. Ich wünschte, daß sich die
“ National - Convention sogleich mit
“ dem Shicksale meiner Familie be-
“ schäftigen, und ihr erlauben wollte,
“ dahin, wo sie es für gut finden

“ dürfte, frey und ungehindert abziehen,
“ zu mögen.”

“ Ich empfehle der Wohlthätigkeit
“ der Nation alle Personen, die mir an-
“ gehörten ; es sind viele darunter, wel-
“ che ihr ganzes Vermögen auf ihre
“ Aemter verwandt haben, und jetzt,
“ da sie keine Befoldungen mehr ge-
“ nießen, in Dürftigkeit gefallen sind ;
“ auch sind manche, die blos von ihren
“ Befoldungen lebten ; unter den Pen-
“ sionisten giebt es viele Greise, Weiber
“ und Kinder, die sich blos von ihrer
“ Pension nährten.”

“ Gegeben in Tempelthurme, den
“ zwanzigsten Jänner 1792.

(Unterzeichnet) “ LUDWIG.”

Garat nahm den Brief des Königs, und
versicherte ihn, daß er denselben so-

gleich der Convention übergeben würde. Da er schon im Begriff war, fortzugehen, griff der König vom neuen in seinen Sack, zog die Briefftasche heraus, und sagte: "Mein Herr, wenn die Convention wegen der von mir verlangten Person, mein Begehren bewilliget, so ist hier die Adresse derselben," worauf er sie wirklich einem Municipallisten übergab. Diese Adresse, welche von Jemanden anders, als vom Könige geschrieben war, lautete: *Herr Edgeworth de Firmont, No. 483, Rue du Bacq.* Der König trat hierauf einige Schritte zurück, und der Minister mit seinen Begleitern entfernte sich.

Der König gieng hierauf eine Weile in seinem Zimmer auf und nieder; ich stand bey der Thüre mit einander geschlagenen Armen und wie finnols. Der
König

König räherte sich mir. *Cléry*, sagte er, “ fordere Er mein Mittags-Essen.” Kurz darauf riefen mich zween Municipalisten in das Tafelzimmer, und lasen mir einen Beschluß vor; “ daß Ludwig beym “ Essen weder Messer noch Gabeln zu “ seinem Gebrauche haben sollte; daß “ man seinem Kammerdiener ein Messer “ anvertrauen könnte, um, in Beyseyn “ zweener Commissaren, das Brod und “ Fleisch zu schneiden, und daß man “ alsdann das Messer sogleich wieder “ wegzunehmen hätte.” Die beyden Municipalisten trugen mir auf, dieses dem Könige zu melden, welches ich aber ausschlug.

Als der König in das Tafelzimmer trat, sah er den Korb, worinn das Essen der Königin war; er fragte, warum man seine Familie um eine Stunde län-

ger habe warten lassen, und fügte hinzu, daß sie dieser Aufschub beunruhigen könnte. Hierauf setzte er sich zu Tische. “ Ich habe ja kein Messer, “ sagte er zu mir.” Der Municipalist *Minier* meldete ihm nun den Gemeinde Beschlufs.—“ Hält man mich für feig “ genug, sagte der König, daß ich mir “ selbst das Leben nehmen wollte? Man “bürdet mir Verbrechen auf, aber ich “ bin unschuldig, und werde ohne Furcht “ sterben. Ich wünschte, daß mein Tod “ das Glück der Franzosen machen, und “ das Unglück, welches ich vorhersehe, “ abwenden könnte.”—Hierauf entstand ein großes Stillschweigen. Der König aß wenig, er zerschnitt das Rindfleisch mit seinem Löffel, und brach das Brod mit den Händen; das ganze Mittag-Essen dauerte nur einige Minuten.

Ich war in meinem Zimmer, in den

tiefften Schmerz versenkt, als gegen
 fünf Uhr Abends *Garat* abermal in den
 Thurm kam. Ich wollte eben dem Kö-
 nige die Zurückkunft des Justizmini-
 sters ankündigen, als *Santerre*, welcher
 vorausgieng, sich dem Könige näherte,
 und ihm mit leiser Stimme und lächelnd
 sagte: “ Der vollziehende Rath ist hier.”
 Der Minister trat vor, und sagte dem
 Könige, daß er seinen Brief der Con-
 vention übergeben, und diese ihm auf-
 getragen habe, folgende Antwort zu
 bringen. “ Daß es Ludwigen frey stehe,
 “ einen Religions-Diener, welchen er
 “ wolle, zu sich kommen zu lassen, und
 “ seine Familie ungehindert und ohne
 “ Zeugen, zu sehen; daß die allezeit
 “ große, und allezeit gerechte Nation sich
 “ des Schicksals seiner Familie anneh-
 “ men, und den Gläubigern seines Hof-
 “ staats eine billige Schadloshaltung zu-

“ kommen lassen würde; daß über den
 “ verlangten Aufschub von drey Tagen,
 “ die Convention zur Tagesordnung ge-
 “ schritten sey.” Der König hörte dieses
 alles an, ohne irgend eine Bemerkung
 darüber zu machen. Er gieng in sein Zim-
 mer, und sagte mir: “ Nach der Miene
 “ des *Santerre* zu urtheilen, hätte ich
 “ geglaubt, daß der Aufschub zugestan-
 “ den sey.” Ein junger Municipalist,
 Namens *Botson*, welcher sah, daß der
 König mit mir sprach, trat zu ihm hin.
 —“ Sie scheinen über das gerührt, was
 “ mir begegnet, sagte der König, neh-
 “ men Sie meinen Dank dafür.” Der
 Commiffar wurde dadurch so überrascht,
 daß er nicht wufste, was er antworten
 sollte; ich selbst wunderte mich über
 die Ausdrücke des Königs; denn eben
 dieser Municipalist, der kaum zwey und
 zwanzig Jahre alt, und von einer fanf-
 ten und einnehmenden Gestalt war,

hatte kurz vorher gesagt: "Ich habe
 " begehrt, in den Tempel zu kommen,
 " um die Grimassen zu sehen, die er
 " morgen machen wird." (indem er vom
 Könige sprach)! "Und ich auch," hatte
 der Steinmetz *Merceraut* geantwortet,
 von dem ich schon oben gesprochen
 habe; "Niemand wollte heute hieher
 " kommen, ich aber gäbe diesen Tag
 " um vieles Geld nicht." Solche nieder-
 trachtige und verwilderte Menschen er-
 nannte die Gemeinde, um den König
 in seinen letzten Augenblicken zu be-
 wachen.

Seit vier Tagen hatte der König nun
 seine Rätke nicht gesehen. Die Com-
 missaren, welche sonst einiges Mitleiden
 über seine Unglücksfälle bezeigt hatten,
 vermieden allenthalben, sich ihm zu
 nähern. Von so vielen Unterthanen,
 deren Vater er gewesen war; von so

vielen Franzosen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, blieb ihm also nur ein einziger Diener, als der Vertraute seiner Leiden, übrig.

Nachdem die Antwort der Convention gelesen war, nahmen die Commissaren den Justizminister auf die Seite, und fragten ihn, auf welche Art der König seine Familie sehen sollte? " Ohne Zeugen, sagte *Garat*, dieß ist der Wille der Convention." Die Municipalisten meldeten ihm nun den Gemeinde-Beschluß, welcher ihnen vorschrieb, den König *weder bey Tage, noch bey Nacht* aus den Augen zu lassen. Endlich wurde zwischen den Commissaren und dem Justizminister ausgemacht, daß, um diese beyden entgegen gesetzten Verordnungen mit einander zu vereinigen, der König seine Familie im Tafelzimmer zu empfangen hätte, wo man ihn also

durch die Glaswand beobachten könnte; doch sollte die Thüre geschlossen werden, damit er ungehört reden könne.

Der König rufte den Justizminister, und fragte ihn, ob er den H. von *Firmont* sein Verlangen gemeldet habe. *Garat* antwortete, daß er ihn in seinem Wagen mit sich gebracht hätte, daß er im Rathszimmer wäre, und sogleich herauf kommen würde. Der König stellte einem Municipalisten, Namens *Baudrais*, der mit diesem Minister sprach, eine Summe von drey tausend Livres in Golde zu, und erfuchte ihn, dieses Geld dem H. von *Malesherbes*, dem es zugehörte, zu übergeben. Der Municipalist versprach es, trug aber das Geld sogleich in das Rathszimmer; und es ist dem H. von *Malesherbes* niemals eingehändigt worden. H. von *Firmont* kam; der König führte ihn in das Thürmchen

und schloß sich mit ihm ein. Nach *Garats* Entfernung blieb Niemand im Zimmer des Königs, als drey Municipalisten.

Um acht Uhr kam der König aus seinem Cabinete, und sagte den Municipalisten, sie sollten ihn zu seiner Familie führen. Die Municipalisten antworteten, daß dieses nicht seyn könnte, daß aber seine Familie herunter kommen würde, wenn er es verlangte.—“ Gut,“ sagte der König, aber ich werde sie
 “ doch wohl allein in meinem Zimmer
 “ sprechen können?—Nein, antwor-
 “ tete ein Municipalist, wir haben mit
 “ dem Justizminister ausgemacht, daß
 “ die Zusammenkunft im Tafelzimmer
 “ seyn soll.”—“ Ihr habt gehört, ver-
 “ setzte der König, daß mir das Decret
 “ der Convention erlaubt, sie ohne Zeu-
 “ gen

“gen zu sprechen.”——“Das ist wahr,
 “erwiederten die Municipalisten; Sie
 “werden ohne Zeugen seyn, man wird
 “die Thüre schlieffen, aber wir werden
 “Sie durch die Glaswand beobach-
 “ten.”——“Man lasse meine Familie
 “herunter kommen, sagte der König.”

In diesem Zwischenraume gieng er in
 das Tafelzimmer, und ich folgte ihm
 dahin; ich stellte den Tisch auf die
 Seite, und die Stühle zurück an die
 Wand, um mehr Raum zu verschaf-
 fen.——“Man muß etwas Wasser und
 “ein Glas bringen, sagte mir der König.”
 Es stand auf einem Tische schon eine
 Flasche Wasser im Eise; ich brachte also
 nur ein Glas, und stellte es neben die
 Flasche.——“Bringe Er Wasser, welches
 “nicht im Eise gestanden hat, sagte der
 “König, denn wenn die Königin von

“ jenem tränke, so könnte es ihr schaden.
 “ Sage Er auch dem H. von *Firmont*,
 “ daß er nicht aus meinem Cabinete
 “ heraus gehe, denn ich fürchte, sein
 “ Anblick könnte meiner Familie übel
 “ bekommen.” Der Commissar, welcher
 weggegangen war, sie zu holen, blieb
 eine viertel Stunde aus; unterdessen
 gieng der König in sein Cabinet zurück,
 näherte sich von Zeit zu Zeit der Ein-
 gangs-Thüre, und verrieth dabey die
 heftigste Gemüthsbewegung.

Um halb neun Uhr öffnete sich die
 Thüre: die Königin erschien zuerst, und
 hielt ihren Sohn bey der Hand; dann kam
 die Königliche Prinzessin und die Prin-
 zessin *Elisabeth*. Alle stürzten sich in
 die Arme des Königs. Eine Todten-
 Stille herrschte einige Minuten, welche
 durch Schluchsen unterbrochen wurde.
 Die Königin machte eine Bewegung,

als ob sie den König gegen sein Zimmer führen wollte.——“ Nein, sagte er, gehen wir in das Tafelzimmer ! ich darf Euch nur da sehen.” Sie giengen hinein, und ich schloß die Thüre, welche ein Glasfenster hatte. Der König setzte sich ; links neben ihm die Königin ; rechts die Prinzessin *Elisabeth* ; die Königliche Prinzessin ihm beynahe gerade gegen über, und zwischen den Beinen des Königs stand der Dauphin. Alle neigten sich gegen den König hin, und hielten ihn oft umarmt. Dieser Auftritt des Schmerzens dauerte sieben Viertel-Stunden, es war aber unmöglich, etwas von dem zu verstehen, was dabey gesprochen ward. Man sah nur, daß nach jedem Ausdrücke des Königs, das Weinen und Schluchsen der Königin und der Prinzessinnen stärker wurden, einige Minuten anhielt, und daß

der König dann wieder in seiner Rede fortfuhr. Aus den Bewegungen der Zuhörenden konnte man abnehmen, daß er ihnen sein Todesurtheil selbst angekündigt hatte.

Um ein Viertel nach zehn Uhr stand der König zuerst von seinem Stuhle auf, und alle folgten ihm. Ich öffnete die Thüre; die Königin hielt den König beym rechten Arme; beyde Majestäten gaben jede dem Dauphin eine Hand; die Königliche Prinzessin gieng links, und hielt den König mitten um den Leib umschlungen; die Prinzessin *Elisabeth* stand auf eben derselben Seite, aber etwas weiter zurück, und hatte den linken Arm ihres Bruders ergriffen. Sie thaten einige Schritte gegen die Eingangsthüre und stießen dabey die schmerzvollsten Seufzer aus.—“ Ich “ versichere Euch, sagte der König, ich

“ werde Euch morgen früh um acht
 “ Uhr noch einmal sehen.”——“ Sie ver-
 “ sprechen es! wiederholten alle zu-
 “ gleich.”——“ Ja, ich verspreche es.”——
 “ Warum nicht um sieben Uhr! sagte
 “ die Königin.”——“ Gut also, ja, um
 “ sieben Uhr, antwortete der König:
 “ Gott befohlen!” Er sprach
 dieses Gott befohlen! mit so vielem
 Nachdrucke aus, daß die Seufzer dar-
 über verdoppelt wurden. Die König-
 liche Prinzessin fiel ohnmächtig zu den
 Füßen des Königs, den sie umschlungen
 hielt; ich hob sie auf, und half der
 Prinzessin *Elisabeth*, sie unterstützen.
 Der König wollte endlich diesem Herz-
 zerreißenden Auftritte ein Ende ma-
 chen; er umarmte sie noch alle aufs
 zärtlichste, und hatte Stärke genug,
 sich aus ihren Armen loszuwinden.
 Adieu! adieu! und eilte in sein
 Zimmer zurück,

Die Königin mit den Prinzessinnen giengen wieder in ihre Wohnung hinauf; ich wollte die Königliche Prinzessin noch ferner unterstützen, aber schon auf der zwoten Stufe hielten mich die Municipalisten an, und zwangen mich, zurück zu gehen. Ob beyde Thüren schon geschlossen waren, so hörte man doch noch das Jammergechrey und Wehklagen der Königin und der Prinzessinnen auf der Treppe. Der König gieng zu seinem Beichtvater in das Thürmchen.

Nach einer halben Stunde kam er wieder heraus, und ich stellte das Nacht-Essen auf den Tisch. Der König aß wenig, aber mit Appetit.

Nach dem Nacht-Essen, als der König in sein Cabinet gegangen war, kam sein Beichtvater gleich darauf heraus, und

verlangte von den Commissären, man sollte ihn in das Rathszimmer führen. Es war in der Absicht, das nöthige Kirchengeschätze zu begehren, um am folgenden Morgen eine Messe zu lesen. Man willigte nur mit vieler Mühe in das Verlangen des H. von *Firmont*. Man holte die zur Messe nöthigen Geräthschaften aus der Kirche der Capuciner du Marais, neben dem Soubisfischen Palaste, welche zu einer Pfarrkirche war eingerichtet worden. Als H. von *Firmont* aus dem Rathszimmer zurück kam, gieng er zum König, und beyde begaben sich in das Thürmchen, wo sie bis nach Mitternacht blieben; hierauf kleidete ich den Könige aus; als ich ihm die Haare aufrollen wollte, sagte er: "Es ist nicht der Mühe werth;" und beym Niederlegen, als ich die Bettvorhänge zuzog: "Cléry, morgen wird Er mich um fünf Uhr wecken."

Kaum lag er im Bette, so überfiel ihn ein tiefer Schlaf; bis um fünf Uhr schlief er in einem fort. H. von *Firmont*, den der König bewogen hatte, ein wenig auszu-
ruhen, legte sich auf mein Bett, und ich brachte die Nacht auf einem Stuhle, im Zimmer des Königs, zu; indem ich zu Gott bethete, er möchte ihn bey Kräften und Muthe erhalten.

Ich hörte fünf Uhr schlagen, und zündete Feuer an. Der König wurde durch das Geräusch aufgeweckt, zog den Vorhang auf, und sagte zu mir: "Hat es schon fünf Uhr geschlagen?"—"Ja, Sire, schon auf mehreren Glockenthürmen, aber hier auf der Wanduhr noch nicht." Nachdem das Feuer angezündet war, gieng ich zu seinem Bette. "Ich habe gut geschlafen, sagte er, und es war mir wirklich nöthig, denn der gestrige Tag hatte mich sehr ermüdet. Wo ist

H. von

“ H. von *Firmont*?” — “ Auf meinem
 “ Bette.” — “ Und wo hat Er denn die
 “ Nacht zugebracht?” — “ Auf diesem
 “ Stuhle.” — “ Das thut mir sehr leid.”
 — “ Ach, Sire ! kann ich in diesem
 “ Augenblicke noch an mich denken?”
 Er reichte mir die Hand, und zum Zei-
 chen feines Wohlwollens drückte er die
 meinige.

Ich kleidete den König an, und brachte
 seine Haare in Ordnung; während dieser
 Beschäftigung nahm er ein Petschaft von
 seiner Sackuhr herunter, und steckte es
 in seine Westentasche; die Uhr legte er
 auf das Kamin, zog dann einen Ring
 vom Finger, betrachtete ihn einige male,
 und steckte ihn in dieselbe Tasche, wo das
 Petschaft war. Er zog ein frisches Hemd
 an, und eine weiße Weste, welche er am
 Tage vorher getragen hatte, und dann

überreichte ich ihm das Kleid. Hierauf nahm er seine Briefftasche, ein kleines Fernglas, eine Taback-Dose, und noch einige Kleinigkeiten aus den Taschen heraus; auch seine Börse legte er auf das Kamin; alles dieses ohne ein Wort dabey zu sprechen, und in Gegenwart mehrerer Municipalisten. Sobald er angekleidet war, befahl er mir, den H. von *Firmont* zu rufen, ich gieng zu ihm, er war schon aufgestanden und folgte dem Könige in sein Cabinet.

Unterdeffen stellte ich einen Schublad-Kasten in die Mitte des Zimmers, und richtete ihn zum Messelesen, in Gestalt eines Altars, zu. Schon um zwey Uhr des Morgens hatte man alles dazu nöthige herbeygeschafft; ich trug das Messgewand in mein Zimmer, und nachdem alles in Ordnung war, meldete ich es dem Könige. Er fragte mich, ob ich zur

Messe dienen könne? Ich bejahte es, sagte aber, daß ich die Antworten nicht auswendig wisse. Er hatte eben ein Buch in der Hand; dieses öffnete er, suchte die Messgebethe darinn auf, und übergab es mir; er selbst nahm ein anderes Buch.—Der Geistliche kleidete sich indessen an. Ich hatte vor dem Altare einen Armstuhl für den König gestellt, und einen großen Polster auf die Erde gelegt; der König hiefs mir den Polster wegnehmen, und gieng selbst in sein Cabinet, um ein kleineres, mit Rosshaaren gefüllt, das ihm zu seinem täglichen Gebethe gedient hatte, zu holen. Sobald der Priester in das Zimmer getreten war, zogen sich die Municipalisten in das Vorzimmer zurück, und ich schloß einen von den beyden Thürflügeln. Die Messe fieng um sechs Uhr an. Während derselben herrschte eine tiefe Stille. Der

König hörte die ganze Messe knieend, mit der heiligsten Andacht, und mit dem edelsten, ganz ungezwungenen Anstande; er empfing das heilige Sacrament des Altars. Nach der Messe gieng der König in sein Cabinet, und der Priester in mein Zimmer, um das Messgewand wieder abzulegen.

Diesen Augenblick benutzte ich, um in das Cabinet des Königs zu gehen. Er faßte meine beyden Hände, und sagte mir mit einem bewegten Tone: “ *Cléry*,
 “ ich bin mit seinem Diensteifer zufried-
 “ den.” — “ Ach, Sire! erwiederte ich,
 “ indem ich mich zu seinen Füßen warf,
 “ warum kann ich durch meinen Tod
 “ Ihre Henker nicht entwaffnen, und
 “ ein, allen redlichen Franzosen so kost-
 “ bares Leben erhalten? — Hoffen Sie
 “ noch, Sire, man wird es nicht wagen,
 “ Ihnen den Todesstreich zu geben.” —

“ Der Tod schreckt mich nicht ; ich bin
 “ dazu bereit ; aber Er, fuhr er fort,
 “ begeben Sie sich in keine Gefahr. Ich
 “ werde verlangen, daß man ihn bey
 “ meinem Sohne lasse : trage Er für
 “ ihn alle mögliche Sorgfalt in diesem
 “ schrecklichen Aufenthalte ; sage Er
 “ ihm oft, schildere Er ihm lebhaft die
 “ Qualen, welche ich über das Unglück,
 “ das er auszustehen hat, empfinde ; viel-
 “ leicht kann er einst Seinen Eifer be-
 “ lohnen.”—— “ Ach, mein Herr ! Ach,
 “ mein König ! Wenn die unumschränk-
 “ teste Ergebenheit, wenn mein Eifer
 “ und meine Sorgfalt Ihnen jemals an-
 “ genehm waren, so verlange ich von
 “ Ew. Majestät keine andere Belohnung
 “ dafür, als Ihren Segen : verweigern
 “ Sie denselben dem letzten Franzosen
 “ nicht, der bey Ihnen geblieben ist.”—
 Ich lag noch immer zu seinen Füßen,
 und hielt eine seiner Hände : nun wil-

ligte er in meine Bitte, gab mir seinen Segen, hob mich dann auf, drückte mich an seine Brust, und sagte: "Lasse Er
 " alle diejenigen daran Theil nehmen,
 " die mir zugethan sind; sage Er auch
 " dem Turgi, daß ich mit ihm zufrieden
 " bin; jezt aber gehe Er in sein
 " Zimmer hinaus, setzte er hinzu, damit
 " Er keinen Verdacht gegen sich er-
 " wecke." Als ich weggehen wollte, rief er mich noch einmal zurück, ergriff ein auf einem Tische liegendes Papier, und gab mir es mit diesen Worten:
 " Hier hat Er einen Brief, den mir *Petion*
 " bey Seinem Eintritte im Tempel geschrieben
 " hat; er kann Ihm noch
 " nützlich seyn, um hier zu bleiben."
 Ich ergriff aufs neue seine Hand, küßte sie und entfernte mich. "Adieu!" sagte er noch einmal, Adieu!"

Ich gieng in mein Zimmer, wo ich

den H. von *Firmont* fand, wie er eben
 sein Gebeth vor meinem Bette knieend
 verrichtete.——“Welch ein Fürst! sagte
 “er, indem er aufstund; mit welcher
 “Unterwerfung, mit welchem Muthe
 “er zum Tode geht! er ist so heiter
 “und ruhig, als ob er die Messe in sei-
 “nem Palaſte, mitten unter ſeinem Hof-
 “ſtaate gehört hätte.”——“Er hat ſo
 “eben den rührendſten Abſchied von
 “mir genommen, ſagte ich: er hat ge-
 “ruhet, mir zu verſprechen daſs er
 “meinen fernern Aufenthalt in dieſem
 “Thurme, und die Anſtellung bey ſei-
 “nem Sohne verlangen würde. Ich
 “bitte Sie, mein Herr, wenn der König
 “von hier weggeht, ihn nochmals da-
 “ran zu erinnern, denn ich werde nicht
 “mehr das Glück haben, mit ihm allein
 “zu reden.”——“Seyn Sie hierüber
 “ruhig, ſagte mir H. von *Firmont*, und
 “gieng zum Könige hinein.”

Um sieben Uhr kam der König aus seinem Cabinette, rief mich, führte mich gegen das Fenster, und sagte:—
 “ Dieses Petschaft (*a*) übergebe Er mei-
 “ nem Sohne. . . . diesen Ring (*b*) der
 “ Königin; und sage Er Ihr dabey,
 “ daß ich ihn mit Schmerzen von mir
 “ gebe. . . . Dieses Päckchen enthält
 “ Haupthaare von meiner ganzen Fa-
 “ milie; dieses gebe Er auch der Kö-
 “ nigin. . . . Sage Er ihr zugleich, wie
 “ auch meinen lieben Kindern und mei-
 “ ner Schwester, daß ich ihnen zwar
 “ versprochen hätte, sie diesen Morgen
 “ noch zu sehen, daß ich ihnen aber
 “ die Qual einer so grausamen Tren-
 “ nung habe ersparen wollen. O! wie
 “ schwer wird er es mir, von hier weg-
 “ zugehen, ohne ihre letzten Umarun-
 “ gen noch einmal zu empfangen!”
 Er wischte sich einige Thränen von den
 Augen,

Augen, und setzte dann noch mit dem kummervollsten Ausdrücke hinzu. —

“ Ich trage Ihm auf, ihnen mein letztes

“ Lebewohl zu sagen !.... und schnell

eilte er in sein Cabinet zurück. Die Mu-

nicipalisten, welche sich genähert, hatten

den König sprechen hören, und gese-

hen, daß er mir die Sachen, die ich

noch in meinen Händen hielt, zuge-

stellt hatte. Sie verlangten, daß ich sie

ihnen übergeben sollte; einer derselben

that jedoch den Vorschlag, dieselben in

meiner Verwahrung zu lassen, bis der

Rath darüber würde entschieden haben,

und dieses ward genehmiget.

Eine Viertel-Stunde darauf kam der

König aus seinem Cabinete, und sagte

mir: “ Frage er an, ob ich eine Schere

“ haben kann?” und kehrte sogleich in

das Cabinet zurück. Ich fragte bey den

Commissaren an: "Wissen Sie, was er
 "damit machen will?" "Ich weiß es
 "nicht."—"Man muß es wissen." Ich
 klopfte an die Cabinets-Thüre. Der Kö-
 nig kam heraus, und ein Municipalist,
 der mir dahin gefolgt war, sagte ihm:
 "Sie haben eine Schere begehrt, ehe
 "man sie aber vom Rathe verlangen
 "kann, muß man wissen, was Sie da-
 "mit machen wollen;" worauf der Kö-
 nig antwortete: "mir die Haare von
 "Cléry damit abschneiden zu lassen."—
 Die Municipalisten giengen weg, und
 einer derselben trug es unten im Raths-
 zimmer vor, wo man aber nach ei-
 ner halbstündigen Berathschlagung die
 Schere verweigerte. Der Municipalist
 kam wieder herauf, und meldete dem
 Könige die abschlägige Antwort. "Ich
 "würde die Schere gar nicht berührt
 "haben, sagte der König, ich hätte nur
 "gewünscht, daß mir Cléry in Ihrer

“ Gegenwart die Haare abschneide, da-
 “ rum bitte ich Sie, mein Herr, tragen
 “ Sie die Sache noch einmal vor.” Der
 Municipalist gieng nochmals hinab zu
 dem Rathe; der bestand aber auf seiner
 Verweigerung.

Man sagte mir jetzt, daß ich mich
 fertig halten sollte, den König zu be-
 gleiten, um ihn auf dem Blutgerüste
 auszukleiden. Bey dieser Nachricht
 schauderte ich für Entsetzen, sammelte
 jedoch alle meine Kräfte, und bereitete
 mich, meinem Herrn diesen letzten
 Dienst, der ihm von der Hand des Hen-
 kers Abscheu erregte, noch zu erwei-
 sen; aber plötzlich kam ein anderer
 Municipalist, und sagte mir, daß ich
 den König nicht begleiten dürfte, und
 setzte hinzu: *Der Henker ist gut genug
 für ihn.*

Paris war schon seit fünf Uhr des Morgens unter den Waffen; man hörte den General-Marsch schlagen; der Lärm der Waffen, das Traben der Pferde, das Raffen der Kanonen, die man bald dahin, bald dorthin führte; alles dieses erschallte bis in den Tempelthurm.

Um neun Uhr wurde der Lärm heftiger; die Thüren wurden mit Ungestüm eröffnet, und *Santerre*, von sieben bis acht Municipalisten begleitet, trat an der Spitze von zehn Gendarmes ein, die er in zwei Reihen stellte. Auf dieses Getöse kam der König aus seinem Cabinete.—“ Sie kommen, mich abzu-
“ holen? sagte er zum *Santerre*”—“ Ja!
“ —Nur noch eine Minute Zeit!” er gieng in sein Cabinet, und kam sogleich wieder, von seinem Beichtvater begleitet; er hielt sein Testament in der Hand, und wandte sich an einen Muni-

cipalisten, Namens *Jacob Roux*, einen
 Priester, der ein Flucher war, und ge-
 rade am nächsten bey ihn stand. “ Ich
 “ bitte, diese Schrift der Königin, mei-
 “ ner Gemahlinn zu übergeben.”——
 “ Das geht mich nichts an, antwortete
 “ der Priester, und weigerte sich, die
 “ Schrift anzunehmen; ich bin hier,
 “ um Sie auf das Blutgerüste zu füh-
 “ ren.”——Der König wandte sich hier-
 auf an einen andern Municipalisten,
 Namens *Gobeau*. “ Ich bitte, überge-
 “ ben Sie diese Schrift meiner Gemah-
 “ linn, Sie können den Inhalt lesen; es
 “ find einige Verfügungen darinn, von
 “ denen ich wünsche, daß die Gemeinde
 “ Kenntniß erhalte.”

Ich stand hinter dem Könige nahe am
 Kamine; er wandte sich gegen mich,
 und ich reichte ihm seinen Ueberrock
 dar.——“ Ich habe ihn nicht nöthig,

“ sagte er mir, gebe Er mir nur meinen
 “ Hut.”——Ich gab ihn ihm. Seine
 Hand begegnete noch der meinigen, und
 drückte sie zum letzten male. “ Meine
 “ Herren, sagte er, indem er sich zu den
 “ Municipalisten wandte, ich wünschte,
 “ daß *Cléry* bey meinen Sohne, der schon
 “ an seine Bedienung gewöhnt ist,
 “ bliebe; ich hoffe, die Gemeinde wird
 “ diesen meinen Wunsch genehmigen.”
 Hierauf sah er den *Santerre* an, und
 sagte: “ Laßt uns gehen.”

Dieß waren die letzten Worte, welche
 er in seinem Zimmer sprach. An der
 Treppe begegnete er dem Kerkermeister
Mathey, und sagte zu ihm: “ Ich war
 “ vorgestern etwas lebhaft gegen euch,
 “ seydt darum nicht ungehalten auf
 “ mich.” *Mathey* antwortete nichts, und
 suchte sogar, sich zu entfernen, als ihn
 der König anredete.

Ich blieb allein im Zimmer zurück, von Schmerzen niedergebeugt, und bey- nahe ohne Empfindung. Die Trommeln und Trompeten verkündigten den Ausgang Sr. Majestät aus dem Thurme. . . . Eine Stunde darauf hörte man den Donner der Kanonen, und das wiederholte Geschrey: Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! Und der beste König war nicht mehr!

Ich blieb allein im Zimmer zurück,
von Schwestern nicht begleitet, und doch
keine einzige Person. Die Thron-
und Kronen der Königin der Aus-
gang der Majestät aus dem Thron...
eine Stunde darauf hörte man den Ton-
ner der Kanonen, und das Wiederholte
Geflüster: Es lebe die Nation! Es lebe
die Republik! ... Und der beste König
war nicht mehr! ...

Cléry, Jean Baptiste Cant Hanet,

Tagebuch Über Die Vorfälle Im Tempel-Thurme Während Der Gefangenschaft
Ludwig Des XVI. Königs Von Frankreich

London [ca. 1798]

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Bg.pr.o.39
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11428108-1
VD18 12631566-001